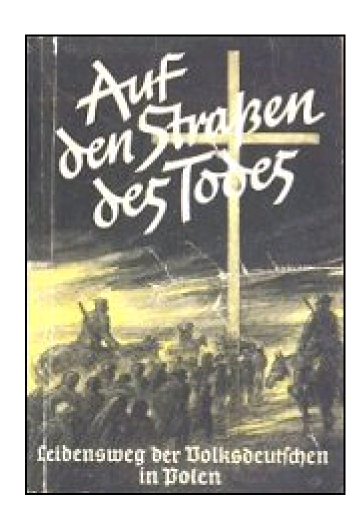




Hg. von Dr. Fritz Menn

v. Hase & Koehler Verlag, Leipzig, © 1940.

Heuer jährt sich zum 65. Male das furchtbare Geschehen, das im folgenden Buch dokumentiert ist. Wir gedenken der Opfer und klagen an!
Scriptorium, im Jahre 2004

Vorwort

Diese Blätter sprechen von der Passion der Deutschen in Polen.

Durch **Versailles,** der Geburt aus Haß und Verfolgung, wurde das Band mit der Heimat zerrissen. Polnischer Soldateska wehrlos ausgeliefert, wurden Hunderttausende aus ihren alten Wohnsitzen vertrieben und mußten das Land, das ihre Vorfahren in jahrelanger Pionierarbeit erworben hatten, bei Nacht und Nebel verlassen, um das nackte Leben zu retten. Für diejenigen, die blieben, begann ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Mit allen nur denkbaren Methoden versuchte der doppelzüngige Polenstaat die deutsche Volksgruppe zu vernichten oder sie zur Selbstaufgabe zu zwingen. Unterdrückung jedes kulturellen Eigenlebens und wirtschaftliche Erdrosselung der deutschen Volksgruppen waren die Mittel der Polonisierung.

Aus dem Bewußtsein der eigenen Minderwertigkeit wurde blinder Haß geboren, der sich gegen alles richtete, was deutsches Gesicht trug. Selbst seine Geschichte mußte Polen verfälschen, um eine **polnische "kulturelle" Tradition zu begründen, die es ohne entscheidenden Einfluß deutschen Geistes nicht gegeben hat.** Das deutsche Volk in Polen blieb sich selbst treu. Es diente dem polnischen Staate in ehrlicher Pflichterfüllung und bewahrte stets eine vorbildliche loyale Haltung, gab dem Staat, was ihm gebührte, sein deutsches Bewußtsein, den Willen zur völkischen Selbstbehauptung aber ließ es sich nicht nehmen. Die deutsche Volksgruppe in Polen ist immer ein Moment der Ordnung und ein Garant des Aufbaues gewesen. Das wollten die Polen nicht wahrhaben. Der polnische Minderheitenstaat grub sich damit selbst sein Grab. Unter diesem Vorzeichen war schon mit seiner Geburt der Keim der Zersetzung gegeben.

[4] Das Deutschtum in Polen hielt tapfer auf seinem Posten aus. Im Bewußtsein seiner Sendung überstand es den mehr als zwanzigjährigen aufgezwungenen Volkstumskampf. Jedem Terror, jeder Schikane antwortete der Deutsche mit zäher, verbissener Disziplin. Er blieb volkstreu und staatstreu zugleich.

Immer steiniger wurde der Weg. **Die Kerker taten sich auf. Polnische Henker und Schergen marterten und quälten hilflose Frauen und Kinder, nur weil sie deutsch dachten und deutsch lebten.** Und dann kamen die Tage der deutschen Passion in Polen. Zehntausenden wurden sie Schicksal, das sich wohl oft in Jahrhunderten erfüllte, niemals aber in dieser Brutalität über einen ganzen deutschen Stamm hereinbrach. Der durch wilde Verhetzung in seinen scheußlichsten Leidenschaften aufgestachelte polnische Mob vollzog vor der Geschichte, was der Vernichtungswille seiner unfähigen haßerfüllten Intelligenz ihm anerzogen hatte. Entfesseltes Untermenschentum wurde zum Vollstrecker westlicher Auftraggeber, zum letzten Repräsentanten eines polnischen Staates, der seine Existenz damit endgültig verwirkte. Mord, Schrecken und Verwüstung waren sein letztes Wort.

In diesen Septembertagen ging das Deutschtum in Polen die Straßen des Todes. Auch der Jubel des Sieges kann das Grauen jener Tage nicht übertönen. Die Lücken, die der polnische Tod in deutsche Familien schlug, werden sich nie wieder füllen. Kann die Menschheit je an diesen Ereignissen vorübergehen? Auch die Zeit, die sonst so gerne schnell vergessen läßt, wird die Erinnerung an diese Unmenschlichkeiten nicht auslöschen können. Das deutsche Volk wird den Mord an 60.000 volksdeutschen Brüdern und Schwestern nicht vergessen. Der **Bromberger Blutsonntag** ist zum historischen Mahnmal geworden!

Der Bromberger Blutsonntag

Die letzte Station eines zwanzigjährigen Leidensweges - Teil 1

Marian Hepke

Als nach dem schmachvollen Ende des Weltkrieges die östlichen Gebiete Deutschlands abgetrennt wurden und zu Polen kamen, begann für das Deutschtum in diesen Gebieten ein Leidensweg, wie ihn sich niemand hätte vorstellen können. Alle scheinheiligen sogenannten Minderheitsschutzverträge und übrigen Abmachungen, mit denen die Siegerstaaten die Welt über das Unrecht hinwegtäuschen wollten, das im Osten Europas durch das **Versailler Diktat** geschaffen worden war, konnten nicht verhindern, daß sich auf ehemals deutschem Boden zynische Brutalität in einem Maße austoben sollte, wie es niemals hätte vermutet werden können. Unter dem Deckmantel der "Gesetzlichkeit" wurden immer wieder von den polnischen Machthabern Maßnahmen mit raffinierter Spitzfindigkeit ersonnen, um die Zahl der Deutschen in Westpreußen, Posen und Oberschlesien zu verringern, ihr Wirtschaftsleben zugrunde zu richten und damit zielbewußt eine Deutsche Frage in diesem uralten deutschen Kulturland auszumerzen.

Nach der Machtübernahme durch Polen setzte geradezu eine Völkerwanderung von Osten nach Westen ein. Unendlich groß war die Zahl der Auswandererzüge, unendlich groß die Zahl deutscher Menschen, die mit Tränen in den Augen ihre Heimat verließen, um sich in den verbliebenen Gebieten des Deutschen Reiches eine neue Existenz zu schaffen. Nach den Beamten und Kaufleuten kam die Reihe an die Ansiedler, von denen ein großer Teil ohne weiteres aus dem Lande gejagt wurde. Unter dem Deckmantel der Wiedergutmachung von angeblich begangenem früheren "Unrecht" wurden die **Liquidationsverfahren eingeleitet.** [6] **Überall, wo es nur geschehen konnte, wurde reichsdeutscher Besitz liquidiert.**

Verringerte sich durch den Fortzug deutscher Menschen die Zahl der deutschen Schulen, so wurde durch besondere Maßnahmen dafür gesorgt, daß die noch verbliebenen deutschen Kinder nach Möglichkeit polnische Lehrer erhielten oder in polnische Schulen geschickt worden mußten. Eine derartige Anordnung sah vor, daß nur bei einer Anzahl von 40 Kindern in einem Dorf eine deutsche Schule erhalten wurde. Gab es aber nur 39 Kinder in dem Dorfe, so mußten diese eine polnische Schule besuchen. In Deutschland dagegen hat man schon für 10 polnische Kinder eine Minderheitenschule unterhalten!

Die Reihe der immer wieder geschickt ausgeklügelten deutschfeindlichen Maßnahmen ist keineswegs kurz. Den deutschen Organisationen und Vereinen wurde das Leben so schwer wie irgend möglich gemacht. Die Vereinsgesetze waren so raffiniert ausgearbeitet, daß die Behörden über alles, was in diesen Organisationen geschah, im Bilde sein mußten. Leider waren sie es nicht immer, sondern erdachten sich zu ihren politischen Zwecken noch eine besondere Konspirationstätigkeit vieler deutscher Vereine, so daß als weiteres politisches Kampfmittel die Gerichte und die politische "Defensive" in Anspruch genommen wurden.. So kam es zu den großen politischen Prozessen, die vor allem dazu dienten, um die gesamte öffentliche Meinung gegen alles Deutsche aufzupeitschen.

Um dieser "öffentlichen Meinung" Rechnung zu tragen, hat man Anweisungen gegeben, auf Grund deren man den deutschen Gastwirten und Kaufleuten ihre Konsense zum Verkauf von Alkohol und Tabak entzog, den deutschen Ärzten und Apothekern die Kassenpraxis bzw. die Kassenaufträge verweigerte, um mit all diesen Schikanen ungezählte deutsche Volksgenossen brotlos zu machen.

Aber auch damit waren die Etappen des deutschen Lei- [7] densweges in Polen noch nicht zu Ende. **Der nächste große Schlag war das Agrarreformgesetz. Durch dieses Gesetz wurde**

nicht nur der deutsche Großgrundbesitz getroffen, sondern die gesamte deutsche Volksgruppe. Es diente zur Entdeutschung des Landes. Die Verringerung des Grundbesitzes zwang die deutschen Gutsbesitzer, ihren Beamten- und Arbeiterstand zu verringern. Die Schicht der Verdienenden wurde kleiner und damit auch die Zahl derjenigen, die in den Städten bei den deutschen Kaufleuten Käufe tätigen, bei den Handwerkern Bestellungen machen konnten. Die Agrarreform glich einem Schneeball, der, zu Tal gehend, eine Lawine wird und Tausende vernichtet. Verringerte man den deutschen Grundbesitz auf der einen Seite, so ließ man auf der anderen keineswegs zu, daß Deutschen Auflassungen gegeben würden. Selbst wenn deutsche Gutsbesitzer freiwillig parzellieren wollten, durften sie keineswegs deutsche Bauernsöhne auf ihrem Lande ansiedeln.

Eine weitere deutschfeindliche Maßnahme stellte das Grenzzonengesetz dar. Dieses Gesetz war dazu angetan, die gesamte Grenzzone zu entdeutschen, zu der das Korridorgebiet in vollem Umfange gehörte. Selbst im Erbgange war es nicht möglich, ohne staatliche Genehmigung den Besitz auf den Sohn zu verschreiben; auch jede Pachtung war genehmigungspflichtig. Alle Anträge auf derartige Genehmigungen wurden aber mit der ganzen Verbissenheit, die diese bewußte Entdeutschungspolitik auszeichnete, abschlägig beschieden.

In den Städten war es nicht anders als auf dem Lande. Pässe zu Reisen nach Deutschland wurden fast überhaupt nicht genehmigt. Man achtete von seiten der polnischen Behörden sehr streng darauf, daß - trotz des deutsch-polnischen Freundschaftsvertrages - die deutsche Volksgruppe in Polen um Gottes willen nicht etwa von dem Geist des Nationalsozialismus "infiziert" wurde. Bekam irgendein [8] Deutscher einmal einen Paß, so mußte er unerhört hohe Gebühren dafür bezahlen. Die deutsche Volksgruppe in Polen saß tatsächlich hinter einer chinesischen Mauer.

Die deutsche Presse in Polen hatte es in all den Jahren wahrlich nicht leicht. Über die zahllosen Verhaftungen von Deutschen, von denen vielen Spionage vorgeworfen wurde, durfte unter Hinweis auf den Landesverratsparagraphen überhaupt nichts gebracht werden. Selbst statistische Zusammenstellungen über die Schäden, die dem deutschen Besitz durch die Agrarreform zugefügt worden sind, wurden beschlagnahmt, obwohl kein Wort der Kritik in diesen Zusammenstellungen enthalten war. Trotz alledem hat die deutsche Presse in Polen sich nicht verkrochen. Sie hat ihre Meinung gesagt, auch wenn es nur durch Andeutungen, ja oftmals durch Zitate deutscher und selbst polnischer Dichter und Schriftsteller geschehen konnte. Einen Schiller, einen Goethe konnte man ebensowenig beschlagnahmen wie ein Wort des Marschalls Pilsudski oder eines polnischen Dichters.

Auf den Ämtern durfte seit Beginn der polnischen Zeit grundsätzlich nur polnisch gesprochen werden; schließlich war es so weit gekommen, daß auch auf den Straßen jedes deutsche Wort der Anlaß zu wüsten Beschimpfungen, ja sogar zu Tätlichkeiten wurde.

Schon seit der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich hatte sich eine Verschärfung des deutschfeindlichen Kurses bemerkbar gemacht. Als am 14. März [1939] die tschechoslowakische Republik zerfiel und die Neugestaltung des Donauraumes immer deutlicher wurde, als im Zuge der weiteren Entwicklung das Reichsprotektorat Böhmen und Mähren gebildet wurde, war nicht nur im Verkehr mit den Amtsstellen, sondern auch im Privatverkehr mit Polen eine immer stärker werdende Abkühlung des deutsch-polnischen Verhältnisses zu bemerken. Es erwachte etwas, das man die Unruhe des schlechten Gewissens nennen [9] muß, denn nicht nur in den Kreisen der deutschen Volksgruppe in Polen, sondern auch in polnischen Kreisen machte sich mehr und mehr die Erkenntnis bemerkbar, daß auch die Erörterung der Fragen im Osten Deutschlands vor der Tür stehen müßte. Diese Erkenntnis wuchs, als am 23. März der deutsch-litauische Staatsvertrag über die Wiedervereinigung des

Memelgebietes mit dem Deutschen Reich bekanntgegeben wurde. Wie an einer Waage hob sich die Stimmung der deutschen Bevölkerung in Polen, während diejenige der Polen in gleichem Maße sank. Beide Teile waren überzeugt: Es kann nicht mehr lange dauern. Charakteristisch für die Stimmung, über die die Presse laut Anweisung der Zensurbehörde nichts bringen durfte, ist eine Verlautbarung, die in der gesamten polnischen Presse erschien, die aber auch die volksdeutsche Presse zu veröffentlichen hatte. Der Burgstarost in Bromberg, der höchste Regierungsbeamte, erließ folgende Bekanntmachung:

> "Aus Anlaß der letzten internationalen Ereignisse verbreiten unverantwortliche und staatsfeindliche Faktoren seit einiger Zeit unwahre und aus den Fingern gesogene Gerüchte mit dem Ziel, unter der Bevölkerung Unruhe hervorzurufen. Dieser Aktion ist mit aller Rücksichtslosigkeit entgegenzutreten, indem man auf dem kürzesten Wege die Polizei unter Angabe der Quellen oder der Namen der Unruhestifter informiert. Diejenigen, die unwahre Gerüchte verbreiten, werden zur strengsten gerichtlichen Verantwortung gezogen werden."

Daß eine derartige Bekanntmachung keineswegs das Ziel, der Gerüchtemacherei ein Ende zu bereiten, erreicht hat, beweist, daß eine deutsche Zeitung in Polen tolle Gerüchte brandmarken mußte, die z.B. in Bromberg, Konitz, Nakel und Wirsitz **zu gleicher Zeit** auftauchten. Überall in diesen Orten erzählte man sich nämlich, daß die Polizei auf einem deutsch-evangelischen Friedhof in einem Sarge Waffen entdeckt habe! Die bösen Deutschen hätten [10] eine Beerdigung inszenieren wollen, um diese Waffen in Sicherheit zu bringen! Gleichzeitig wußte aber dieselbe deutsche Zeitung auf die Ursachen dieser Panikstimmung hinzuweisen. Sie nannte dafür die vielen Plakate und Boykottparolen, die deutschfeindlichen Aufschriften, die mit Teer auf den Schaufenstern der deutschen Läden immer wieder in den Städten angebracht wurden.

Die allgemeine Erregung wurde noch geschürt durch die Aufforderung des Starosten, alle Fälle von Gerüchtemacherei zur Anzeige zu bringen. Der Deutschenhaß konnte sich jetzt in noch grasserer Form austoben. Die Zahl der Prozesse gegen Deutsche steigerte sich ins hundertfache. In den ersten Tagen des Mai saßen allein in den Gefängnissen von Westpreußen und Posen etwa 1.000 Deutsche, die durch irgendeine Bemerkung angedeutet hatten, daß sie mit einer Änderung der Grenzen im Osten Deutschlands rechneten. Oftmals aber genügte schon die Bemerkung, "er kommt", um zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt zu worden. Denn, so folgerten die polnischen Richter, "er" konnte nur der Führer, konnte nur Adolf Hitler sein.

Eine Welle von Versammlungen wurde über das Land gejagt. In Bromberg veranstaltete der berüchtigte Westverband Versammlungen unter freiem Himmel. Dabei wurde allen Deutschen, die mit fremden Agenturen zusammenarbeiten sollten, rücksichtsloser Kampf angedroht. "Zusammenarbeit mit einer fremden Agentur" war aber schon eine deutsche Organisation, der man angehörte, war die "verdächtige" Reise nach Danzig oder die zahlreiche Post, die ein Deutscher aus dem Deutschen Reich erhielt. Im Anschluß an die große Kundgebung vom 26. März in Bromberg fanden Straßenumzüge statt, bei denen man die Aushängetafeln der *Deutschen Rundschau* und die Schaufenster deutscher Buchhandlungen zerstörte. Ein Zwischenfall, der die Haßstimmung der Polen deutlich aufzeigte, hat aber dennoch in deutschen Kreisen viel Heiter- [11] keit hervorgerufen. Mitten hinein in diese aufgeregte Stimmung kam auf der Brahe ein deutscher Transit-Lastkahn, der den vielversprechenden Namen "Zukunft" trug und stolz die von den Polen so gehaßte Hakenkreuzfahne führte! Der Lastkahn wurde zwar mit Steinen bombardiert, aber die hakenkreuzbewehrte deutsche "Zukunft" ließ sich deswegen doch nicht von ihrem Ziele abbringen! Den Deutschen Brombergs erschien der kleine Zwischenfall wie ein Symbol.

Die politische Spannung führte zu schärfstem wirtschaftlichen Boykott. Die polnischen Zeitungen forderten offen dazu auf, deutsche Geschäfte und deutsche Lokale nicht aufzusuchen. Die deutsche Kaufmannschaft und die deutschen Handwerker haben sich nur mit Mühe behaupten können.

Einer dieser Boykottaufrufe, die im März 1939 verbreitet wurden und zum Boykott alles dessen aufforderten, was, deutsch ist, hatte folgenden Wortlaut:

> "Die Deutschen in Polen heben den Kopf. Wir haben uns bisher Mühe gegeben, mit unseren Mitbürgern in Polen so gut wie möglich zusammenzuleben. Die Deutschen haben jedoch unsere Absicht nicht erkannt, sondern gehen sogar so weit, öffentlich den Boykott des polnischen Wirtsvolkes zu proklamieren. Auf Grund dieser Provokation muß die polnische Allgemeinheit den illoyalen Bürgern eine entsprechende Abfuhr erteilen.
>
> 1. Diejenigen Polen, die in deutschen Geschäften kaufen oder deutsche Lokale aufsuchen, werden öffentlich gebrandmarkt.
> 2. Es ist nicht gestattet, in der Hauswirtschaft irgendwelche Erzeugnisse deutscher Herkunft zu gebrauchen.
> 3. Die Hausfrauen dürfen auf den Märkten nicht bei deutschen Landwirten und deutschen Gärtnern oder Händlern kaufen.
>
> [12] 4. Polen dürfen keine deutschen Zeitungen und Zeitschriften halten.
>
> 5. Alle polnischen Firmen müssen ausschließlich polnische Jugend und polnische Arbeiter beschäftigen.
> 6. Staats- und Kommunalbeamte und Privatunternehmen müssen im Verkehr mit Personen deutscher Nationalität ausschließlich die polnische Sprache gebrauchen.
> 7. Alle Aufschriften und Reklamen in deutscher Sprache, die sich noch bei polnischen Firmen befinden, müssen beseitigt worden.
> 8. Alle Schreiben, die an die Behörden, Büros und Firmen in deutscher Sprache abgefaßt werden, müssen unbeantwortet bleiben.
> 9. Die polnische Kaufmannschaft muß sich im Verkehr mit Danziger Firmen ausschließlich der polnischen Sprache bedienen.
> 10. Die Polen dürfen sich nicht deutscher Banken bedienen.
> 11. Wir streben an: a) das Verbot des Erwerbs von Grundstücken oder von Konzessionen durch Deutsche; b) die Aberkennung aller Staatsaufträge und Aufträge der Kommunalbehörden an deutsche Firmen; c) die Begrenzung des Debits für deutsche Zeitungen in Polen; d) das Verbot des Tragens deutscher Uniformen und Parteiabzeichen.
> 12. Wir fordern die Rückgabe der übermäßig großen Zahl deutscher Kirchen, die infolge von mangelnden Gemeindegliedern nicht gebraucht werden und die Abgabe dieser Kirchen an die römisch-katholischen Parochien.
> 13. Wir fordern die Liquidierung der übergroßen Zahl deutscher Schulen, und zwar staatlicher wie auch privater Schulen in Polen zum Ausgleich für die geringe Zahl von polnischen Schulen in Deutschland.
>
> Polen! Wir rufen euch auf, wir rufen alle Organisationen politischen oder allgemeinen Charakters auf, eine energische Haltung für die Verwirklichung der hier angeführten [13] Grundsätze einzunehmen. Denkt daran, daß nur die starke Faust dazu führt, daß der deutsche Hochmut zur Besinnung kommt und unsere Solidarität und unsere Ausdauer werden zu der Stärkung unseres Besitzstandes und zur Nationalisierung unseres Wirtschaftslebens beitragen, die allein Garantien eines starken Polen sind."

Zu diesem Aufruf, der von verschiedenen Militärverbänden unterzeichnet worden ist, ist nur kurz zu sagen, daß er durch die Ereignisse längst überholt war. Denn kein Beamter fertigte z.B. einen Besucher ab, der sich etwa einer anderen als der polnischen Sprache bedient hätte. Polnische Firmen beschäftigten keine deutschen Angestellten, die meisten reichsdeutschen Zeitungen waren schon in Polen verboten, deutsche Filme wurden nicht mehr gezeigt, staatliche oder Kommunalaufträge erhielten deutsche Firmen keineswegs, und in deutschen Uniformen ist hier niemals jemand gesehen worden, deutsche Parteiabzeichen waren stets der Anlaß zu Auseinandersetzungen und Anpöbeleien.

Recht bezeichnend für die Handhabung der Finanz- und Steuergesetze ist ein Geheimdokument, das erst jetzt aufgefunden wurde, aber in Graudenz im Juli 1939 herausgegeben wurde. Es lautet folgendermaßen:

Graudenz, 14. 7. 39

Oberfinanzamt Graudenz
Nr. I-166-39 geheim

An alle Vorsitzenden der Finanzämter des Oberfinanzamtes Graudenz

Wegen ständiger Verschlechterung der Beziehungen der deutschen Minderheiten zu Polen, verbunden mit den Handelsbeziehungen Polen-Deutschland, und der sich daraus ergebenden Liquidierungen des polnischen Besitzes in Deutschland durch die dortigen Behörden ist es notwendig geworden, auch hier in Polen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln das Besitztum der deutschen Minderheiten zu reduzieren.

[14] Aus diesem Grunde empfiehlt das Oberfinanzamt den Herren Vorstehern der Finanzämter, bei sämtlichen in ihrem Bereich zu erfassenden Minderheiten in dieser Beziehung zu verfahren.

Hier sind folgende Möglichkeiten vorhanden:

Bei der Bemessung von Steuern, bei der Angabe des Umsatzes und Einkommens der Steuerzahler Nichtanerkennung von Steuerermäßigung sowie Ablehnung von Zahlungserleichterungen und Ratenzuteilung bei rückständigen Steuern.

Bei Anwendung dieser Möglichkeiten ist jedoch genau erstens darauf zu achten, daß die hierbei in Frage kommenden Gesetze beachtet werden. Ferner ist dabei zu berücksichtigen, ob es sich nicht um einen loyalen Bürger dem polnischen Staate gegenüber handelt.

Sämtliche hierzu in Frage kommenden Beschlüsse in bezug auf politisches Verhalten sind mit den Verwaltungsbehörden gemeinsam zu bearbeiten.

Vorstehende Verfügung hat der Chef des Amtes als streng geheim in seinen Militärakten aufzuheben; nur dieser bzw. sein Stellvertreter dürfen von dem Inhalt Kenntnis erhalten.

Für die strengste Geheimhaltung macht die Oberfinanzkammer voll und ganz die Chefs der Ämter verantwortlich.

Oberfinanzamt
(A. Klausel)
Chef der Abteilung I.

So wurde mit allen Mitteln gearbeitet, um das Deutschtum wirtschaftlich zu schädigen. Der Satz: "...ist es notwendig geworden, auch hier in Polen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln das Besitztum der deutschen Minderheiten zu reduzieren..." - besagt alles. Das war die charakteristisch polnische Methode, mit dem Ausdruck des Biedermannes nach außen, die größte Liebenswürdigkeit [15] an den Tag zu legen, aber dann unsichtbar um so kräftiger zuzugreifen.

Die breite Öffentlichkeit aber kehrte sich längst nicht mehr daran, auch nur den **Anschein** einer auf Grund von Staatsverträgen gegründeten Freundschaft oder auch nur Duldsamkeit an den Tag zu legen. Die Ausschreitungen nahmen immer größeren Umfang an. Besonders in den kleinen Städten und auf dem Lande gab es Ausschreitungen übelster Art. Versammlungen Deutscher wurden gesprengt, die Fenster eingeschlagen und Deutsche überfallen und blutig geschlagen. Als der Bromberger Vertreter des Deutschen Nachrichtenbüros Karl Heinz Fenske in kurzen sachlichen Berichten diese Vorgänge schilderte und an die Berliner Zentrale des Nachrichtenbüros durchgab, wurde er auf Anordnung des Bromberger Starosten aus der Telefonzelle heraus verhaftet. Der Presse wurde genehmigt, die Nachricht von der Verhaftung zu veröffentlichen, allerdings mußte als Grund der Verhaftung angegeben werden, daß Fenske "unwahre und in der Tendenz irredentistische Nachrichten über Polen im Ausland verbreitet habe, die das Ansehen des polnischen Staates herabsetzten."

Die Mitteilung von der Verhaftung Karl Heinz Fenskes machte der Burgstarost den Schriftleitern der *Deutschen Rundschau*, die er zu sich geladen hatte, höchst persönlich. In dieser Unterredung mit den deutschen Pressevertretern erklärte der Starost: "Meine Herren, es ist nicht ausgeschlossen, daß es zu einem Kriege zwischen Deutschland und Polen kommt. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß in diesem Kriege Deutschland siegen wird, denn es hat über 80 Millionen Einwohner, während Polen nur gegen 30 Millionen Einwohner hat. Außerdem ist Deutschland besser gerüstet als Polen, aber" - und bei diesen Worten hob der Sprecher die Stimme, stand von seinem Sessel auf und zeigte auf die anwesenden deutschen Herren, unter denen der Verfasser sich befand - **"nur über Ihre Leichen zieht Hitler hier** [16] **in Bromberg ein!"** Mit dieser Drohung verband er die Aufforderung, in der deutschen Presse größte Zurückhaltung zu üben und keinerlei Meldungen über etwaige Ausschreitungen gegen Deutsche zu bringen, auch nichts über einen Boykott oder ähnliche Dinge.

Wir deutschen Pressevertreter hielten diese Worte des Starosten für einen Einschüchterungsversuch. Wer konnte ahnen, daß nach sechs Monaten die Äußerung in dem schrecklichen **Bromberger Blutsonntag** ihre Verwirklichung erfahren sollte.

Die Ablehnung alles Deutschen, der Boykott der deutschen Unternehmen und die Verfolgungen, die Ausweisungen aus der Grenzzone und die vielen Prozesse gegen die Deutschen hinderten aber die Finanzbehörden nicht, auf die deutsche Volksgruppe einen Druck auszuüben, die zu Rüstungszwecken aufgelegte Luftschutzanleihe zu zeichnen. Die *Deutsche Rundschau* hat in der ganzen Zeit, in der sie als *Deutsche Rundschau in Polen* erschien, nur ein einziges Mal einen amtlichen Inseratenauftrag erhalten, und zwar am 5. April 1939 eine Bekanntmachung des Finanzministers über diese Luftschutzanleihe, die auf der ersten Seite gebracht werden mußte.

Auf die vielen polnischen Herausforderungen antwortete am 28. April der Führer in seiner großen Reichstagsrede, in der er die Kündigung des Zehnjahrespaktes mit Polen bekanntgab. Nunmehr sahen sich alle polnischen Stellen jeder Hemmung enthoben; die deutschfeindliche Stimmung konnte sich restlos austoben. Vereine wurden geschlossen, Sportplätze und Turnhallen beschlagnahmt, die Prozesse wegen angeblicher Verbreitung falscher Nachrichten fanden in immer größerem Rahmen statt, wobei man sich oft zweifelhaftester Zeugen bediente, um die angeklagten Deutschen verurteilen zu können. Außerdem [17] setzte eine große neue Enteignungswelle ein, die jedoch die letzte sein sollte. Viele Häuser deutscher Gesellschaften, das Zivilkasino in Bromberg, das Evangelische Vereinshaus in Posen, die letzten Johanniterkrankenhäuser wurden einfach fortgenommen. Der Deutschen Bühne Bromberg wurde die weitere Tätigkeit untersagt.

Die Volksdeutschen aber wußten schon: Das dauert nicht mehr lange. Sie bissen die Zähne zusammen und gaben die Hoffnung nicht auf. Angefacht durch den Sturm des polnischen Hasses wurde die Hoffnung, die noch gestern ein schwacher Funke war, bald zu einer lebendigen Glut. Jeder von uns wußte, es konnte nicht mehr lange dauern, bald mußte auch für uns die Freiheit kommen.

Auf polnischer Seite stieg der Haß zusehends. Wie weit die Haßstimmung sich hat versteigen können, geht aus einem Artikel hervor, der am 11. Mai [1939] im *Dziennik Bydgoski* erschien und der von einer Frau Zofia Zelska Mrozowicka verfaßt wurde. In diesem Artikel, in dem die genannte "edle" Frauenseele zunächst einmal behauptet, daß es in Polen so gut wie keine Deutschen gäbe, kommt die Verfasserin zu dem unlogischen Schluß, daß die Deutschen in Polen sich auf das Schlimmste gefaßt machen müßten. Der Schlußabsatz des erwähnten Beitrages lautet:

> "Es hat daher gar keinen Zweck, den Deutschen in Polen zu Hilfe eilen zu wollen, weil sie keinen Grund haben, um Hilfe zu bitten. Sie wissen sehr wohl, daß ihnen in Polen kein Haar vom Haupte fallen wird, solange hier Ruhe herrscht. Sie sind intelligent genug, um sich darüber klar zu sein, daß im Kriegsfall kein einheimischer Feind lebendig entrinnen wird. Wie dem auch sei, die polnischen Staatsbürger deutscher Nationalität zittern im Gedanken daran, daß es einen feindlichen Angriff auf das polnische Hoheitsgebiet geben könnte. Sollte es unter ihnen hier und dort Anhänger eines ausländischen Regimes geben, so wissen sie mit Bestimmtheit: **Der Führer ist weit, aber der** [18] **polnische Soldat ist nahe, und in den Wäldern fehlt es nicht an Ästen."**

Diese Art der Hetzpropaganda, die schon im Mai die blutigen Zeichen eines 3. September an den Himmel der Zukunft malte, erfuhr von Woche zu Woche weitere Verschärfungen.

Die großen Ferien kamen und damit die Zeit der Urlaube. Fast schien es, als wenn eine weitere Erörterung des deutsch-polnischen Problems vertagt worden wäre. Aber wer mit wachen Augen durch das Land im Westen des damaligen Polens fuhr, bemerkte, daß die Ruhe nur äußerlich war. Überall auf dem Lande, besonders aber im Korridorgebiet, war Militär zu sehen. Immer mehr Züge mit Soldaten kamen aus dem Osten. Die Truppen wurden an Polens Westgrenze geschafft. Auf dem Lande waren sowohl bei den Gutsbesitzern wie bei den kleinen Bauern Einquartierungen zu sehen, und als die Kornfelder geschnitten waren, begann man damit, Drahtverhaue anzulegen, Schützengräben auszuheben. Auch in die Städte wurde mehr und mehr Militär gelegt. Mit der Zunahme der militärischen Maßnahmen stieg die Spionagefurcht, die Verhaftungen nahmen zu. Immer wieder hörte man von neuem von Freunden, von Männern und Frauen, die in die Gefängnisse geschafft worden waren.

Die Presse wies immer wieder auf die Gefahr hin, die durch die deutsche Volksgruppe in Polen für den polnischen Staat entstehen solle. Immer öfter erschienen in der polnischen Presse Hinweise auf die deutsche Minderheit, die sich angeblich mit feindseligen Absichten gegen den polnischen Staat trage. Man befürchtete die Schaffung von bewaffneten Abteilungen im Rücken der polnischen Armee. Aus diesem Grunde waren schon lange vor der Mobilmachung den Deutschen alle Waffenscheine abgenommen worden. Selbst Jagdwaffen wurden Deutschen nicht belassen. Auch die volksdeutschen Förster mußten ihre Waffen ab- [19] liefern. In der Presse erschienen Meldungen über angebliche Bombenanschläge in den verschiedensten Teilen Polens. Als Täter wurden Deutsche bezeichnet. Eine Explosion, die sich im Elektrizitätswerk in Warschau ereignete, durfte von der Presse nicht gebracht worden. Ebenso war es verboten, irgendwelche Meldungen über den Absturz von Flugzeugen zu bringen.

Der polnische Major Lepecki hielt im polnischen Rundfunk eine Ansprache, in der er die polnische Bevölkerung dazu aufrief, größte Wachsamkeit gegenüber den deutschen Bewohnern des Landes walten zu lassen. Jede Beobachtung sei unverzüglich den Behörden zu melden, denn die Deutschen in Polen würden bei einem zu erwartenden Kampf in die Feindseligkeiten eingreifen. Wie groß die Angst vor den Volksdeutschen war, beweist unter anderem eine Reihe von warnenden Pressenotizen, die fast täglich in den polnischen Zeitungen erschienen und von denen eine z. B. folgenden Wortlaut hatte:

"Wir warnen die Deutschen in Polen!

> Die polnische Regierung wird keine verbrecherische Aktion dulden. Die Diversion von seiten der deutschen Minderheit in Polen im Innern das polnischen Staates wird immer kräftiger. Ein gewisser Teil der polnischen Staatsbürger deutscher Nationalität nimmt an dieser verbrecherischen Aktion teil und ist auf den ausdrücklichen Befehl Berlins tätig, indem Instruktionen von seiten der deutschen Gestapo entgegengenommen werden. Diese Tatsachen bemüht sich die deutsche Propaganda in ungewöhnlicher Weise zu ihrem Vorteil auszunutzen. Man stellt die Tatsachen so dar, als wenn diese Handlungsweise auf die Verzweiflung von seiten der unterdrückten und gefolterten deutschen Minderheit in Polen zurückzuführen ist. Ähnlich arbeitete die Propaganda im Sudetengebiet vor der endgültigen Entscheidung. Die polnischen Behörden können [20] aber bei der Diversion seitens der Deutschen nicht gleichgültig bleiben. Alle Einzelheiten der von Berlin geleiteten Arbeit sind uns bekannt. Die Schuldigen haben die härteste Strafe zu erwarten. Da helfen keine Hilferufe, da hilft kein Wehklagen."

Auf diese Weise gab man allen Ausschreitungen, die sich gegen Deutsche richteten, von vornherein den Anschein der Vergeltung. Aber noch war es nicht so weit!

Während schon in den Sommermonaten verschiedene Reservistenjahrgänge zu sogenannten "Übungen" eingezogen waren, begann dann in der Nacht zum 24. August [1939] die Generalmobilmachung, die jedoch völlig geheim durchgeführt werden sollte. Magistratsbeamte und die Luftschutzkommandanten, die man ja besonders sorgfältig ausgewählt hatte, trugen nachts und in den frühen Morgenstunden die Gestellungsbefehle aus. Die Einberufenen hatten sich wenige Stunden nach Erhalt des Gestellungsbefehles zu melden. Der Bevölkerung bemächtigte sich eine ungeheure Erregung. Diese wurde noch gesteigert durch die amtliche Anordnung, in Parkanlagen und Gärten Luftschutzgräben zu schaffen. In den öffentlichen Anlagen wurde unter Leitung hoher Beamter mit dem Bau solcher Luftschutzgräben begonnen.

Am Morgen des 30. August [1939] wurde der Presse von der Zensurbehörde noch einmal eingeschärft, daß keine Nachrichten über eine Mobilmachung, die bereits seit Tagen durchgeführt war, gebracht werden dürften. Um die Mittagszeit erschienen aber Maueranschläge in den Straßen: rote Plakate verkündeten die Generalmobilmachung. Die auf den roten Plakaten genannten Jahrgänge standen jedoch bereits unter den Waffen! Die Bekanntgabe der Mobilmachung war nur eine Formsache. Als erster Mobilmachungstag galt der 31. August.

Die allgemeine Erregung erreichte ihren Höhepunkt, als in der Nacht zum 1. September der Deutsche Rundfunk von [21] dem Überfall auf den Sender Gleiwitz Bericht erstattete. Am 1. September sah man einige bis dahin noch verbliebene Familien polnischer Offiziere und sehr viele Juden in Autos Bromberg verlassen. An die Presse wurde ein Aufruf des polnischen Staatspräsidenten telefonisch durchgegeben und auch die deutsche Presse aufgefordert, diesen Aufruf zu veröffentlichen. Er hat folgenden Wortlaut:

"Bürger der Republik!

In der heutigen Nacht hat unser Erzfeind aggressive Operationen gegenüber dem polnischen Staat begonnen, was ich vor Gott und der Geschichte feststelle. In diesem geschichtlichen Augenblick wende ich mich an alle Bürger des Staates, in der festen Überzeugung, daß sich das ganze Volk in Verteidigung seiner Freiheit, Unabhängigkeit und Ehre um den Obersten Führer und die Armee scharen und dem Angreifer eine würdige Abfuhr erteilen wird, wie dies schon oft in der Geschichte der polnisch-deutschen Beziehungen geschehen ist. Das ganze Volk Polens wird, gesegnet von Gott im Kampf um seine heilige und gerechte Sache, vereinigt mit der Armee, Schulter an Schulter in den Kampf und zum vollen Siege ziehen.

Warschau, 1. September 1939

/ - / Ignacy Moscicki,
Staatspräsident."

Dieser Aufruf mußte in der Mittagausgabe der *Deutschen Rundschau* am Freitag, dem 1. September, erscheinen. Kurze Zeit nach Ausgabe des Blattes versiegelten Schutzleute das Verlagsgebäude und die Druckerei der genannten deutschen Zeitung. Gegen 14 Uhr hörte man über Bromberg das erstemal das eigenartige dumpfe Brummen deutscher Flugzeugmotoren. Fliegeralarm erscholl, die Straßen waren augenblicklich leer, bald hörte man auch [22] polnische Flak, die einige wenige Schüsse abgab. Die Angriffe der deutschen Flieger richteten sich ausschließlich gegen den Bromberger Flughafen.

Als nach dem Verschwinden der deutschen Flugzeuge wieder Ruhe eintrat, setzte die erste Großaktion gegen die deutsche Bevölkerung in Bromberg ein. Polizeibeamte holten auf Grund von Listen, die schon seit langem vorbereitet gewesen sein mußten, diejenigen Deutschen aus ihren Wohnungen, die zur Internierung abtransportiert werden sollten. Es handelte sich in der Hauptsache um die Führer politischer Organisationen, um ehemalige deutsche Reserveoffiziere und um solche Volksgenossen, die in politische Prozesse verwickelt gewesen waren. Diese Deutschen wurden nach dem ehemaligen Reichswaisenhaus im Stadtteil Bleichfelde gebracht. Auch am nächsten Tag wurden die Festnahmen fortgesetzt. Am Sonnabend wurden die Verhafteten zu zweien gefesselt und in südlicher Richtung aus der Stadt herausgeführt. Niemand wußte, wohin der Weg dieser bedauernswerten Volksgenossen führen sollte, niemand ahnte, wie weit er sein würde und auch nicht, wer von dieser Schar jemals Bromberg wiedersehen sollte. Diese Aktion war nicht örtlich begrenzt. Sie muß vielmehr von den Zentralbehörden mit einer Genauigkeit, die sonst polnischen Maßnahmen nicht nachgesagt werden kann, schon Wochen vorher vorbereitet worden sein. Aus allen Teilen der ehemaligen polnischen Republik, aus dem Korridorgebiet wie aus dem Netzedistrikt, aus Posen wie Oberschlesien wurden in langen Transporten die Deutschen nach dem Landesinnern geschafft. Der Internierungsbefehl besagte, daß die Verhafteten für vier Tage Lebensmittel mitnehmen und zweimal Wäsche zum Wechseln mitnehmen durften. Verboten war es, Geld und Ausweispapiere mitzuführen. Als namenlose Männer und Frauen sollten diese Unglücklichen einem ungewissen Schicksal entgegengeführt werden. Die Deutschen aus Ostgalizien und aus Wolhynien [23] hatte man in das berüchtigte polnische Konzentrationslager Bereza Kartuska in den polessischen Sümpfen gebracht. Die Deutschen aus Westpolen traten am 2. September ihren Marsch an, der zu einem Höllenmarsch werden und zum Teil bis Lowitsch, zum Teil bis Kutno führen sollte.

Die Angehörigen und die übrigen Deutschen in Bromberg blieben in Ungewißheit zurück. In den Mittagsstunden gab es erneut schwere Fliegerangriffe gegen die Bahnhofsanlagen und gegen militärische Objekte in Bromberg. Die Flugstaffeln brausten über die Stadt hinweg, schwere Detonationen waren weithin hörbar und bald zeigten gewaltige Rauchwolken, daß die Bombeneinschläge gesessen hatten. Die Erregung unter der polnischen Bevölkerung war

bis aufs höchste gestiegen, zumal sich die Meldungen häuften, daß die deutschen Truppen am 1. September schon Nakel besetzt hatten und im Anrücken seien. Der Flüchtlingsstrom, der ostwärts und südwärts durch Bromberg hindurchzog, wurde immer stärker. Das polnische Militär hatte die Dörfer räumen lassen. Auf kümmerlichen Wagen fuhren die Bauern durch die Stadt hindurch. Bald waren die Chausseen und die Wege verstopft. Die großen Viehherden wurden über die Felder getrieben, die Flüchtlingswagen mehrfach auf der gleichen Strecke hin- und hergeleitet, da man schon längst den Überblick verloren hatte. In der Nacht zum Sonnabend war aus der Gegend von Crone her Artilleriefeuer zu hören. Von den Chausseen hörte man das dumpfe Geräusch marschierender Truppen, das Rattern der Wagen. Kühe brüllten. Ein sternklarer Himmel wölbte sich über der Stadt, die bange Frage, was der kommende Sonntag bringen würde, bewegte alle. Die Deutschen waren erfüllt von der Hoffnung, daß nun bald die Stunde der Befreiung schlagen würde.

Der Sonntag kam. Mit herrlicher Klarheit ging die Septembersonne über der Stadt auf. Gleich in den frühen Morgenstunden gab es Fliegeralarm, aber die Verwirrung war [24] schon so groß, daß Entwarnungssignale nicht mehr gegeben wurden.

Ich hatte von der Polizei den Befehl erhalten, mich alle vierundzwanzig Stunden auf der Polizeikommandantur zu melden. Ich kam dieser Pflicht nach und fand das Regierungsgebäude am Sonntag gegen 10 Uhr fast leer vor. Einige Zivilisten mit weißroten Armbinden und Karabinern bewaffnet, taten Dienst. Die uniformierte Polizei war damit beschäftigt, Akten zusammenzupacken und Kisten auf Lastautos zu laden, um schließlich mit den Lastautos fortzufahren. Als ich mich auf dem Rückweg befand, entstand in der Stadt eine Panik. Vom Nordrande der Stadt kam die Danziger Straße eine größere Trainabteilung polnischer Soldaten herunter. In vollem Galopp rasten die Pferde die Straße entlang dem Theaterplatz zu. Die Soldaten hatten zum Teil Gasmasken vor dem Gesicht. Auf dem Bürgersteig liefen Soldaten, auf dem Fahrdamm fuhren nebeneinander Lastautos, Trainwagen und Radfahrer. Die Flucht war derart, daß Wasserhydranten umgerissen wurden, Gaslaternen zur Erde stürzten. Auch in den Parallelstraßen der Danziger Straße das gleiche Bild. Überall flüchtendes Militär. Die Offiziere waren nicht in der Lage, die Truppe zum Halten zu bringen. Immer wieder riefen sie ihren Soldaten etwas zu, aber die Rufe gingen unter in dem Gerassel der Wagen, in dem Geschrei der Menschen. Schließlich fielen Schüsse. Die Offiziere versuchten durch diese Schüsse ihren Befehlen Nachdruck zu verleihen, aber umsonst. In panischem Schrecken raste alles weiter. Niemand war zu halten. Und augenblicklich verbreitete sich unter den Polen in der ganzen Stadt die Nachricht, daß die Deutschen auf die Soldaten geschossen hätten.

Alles das, was man in zahllosen Zeitungsartikeln und in Radioberichten und Vorträgen dem Volke eingehämmert hatte, wurde in den von der Angst gepeinigten Gemütern plötzlich zu einer für sie unumstößlichen Gewißheit: Die [25] deutsche Zivilbevölkerung sei der polnischen Armee in den Rücken gefallen! Denn, so behaupteten die Polen, wie hätte sonst diese Armee in die Flucht geschlagen werden können, von der die polnische Presse immer wieder gesagt hatte, daß sie nach zwei Tagen vor den Toren Berlins stehen würde!

Niemand von den Deutschen in Bromberg hatte geschossen! Kein Deutscher hatte ja noch irgendeine Schußwaffe im Hause. Alles war uns abgenommen worden. Das Schreckensregiment der letzten Tage hatte bereits dazu geführt, daß sich kaum noch ein Deutscher auf den Straßen zu zeigen wagte, wenn er nicht durch irgendeine besondere Zwangsmaßnahme dazu veranlaßt worden war, wie z. B. der Verfasser, der seiner Meldepflicht hatte genügen wollen.

Ich versuchte meine Wohnung zu erreichen, die sich etwas außerhalb, am Rande der Stadt befindet. Ich war tatsächlich auch bis auf etwa 100 Meter an mein Haus herangekommen, als

ein junges polnisches Mädchen rief: "Schießt ihn nieder, das ist auch ein Deutscher!" Mehrere Männer stürzten auf mich zu, von denen der eine durch eine gelbgrüne Binde als Luftschutzkommandant gekennzeichnet war. Ohne mich zu untersuchen oder irgendeinen Beweis oder auch nur den Anschein eines Beweises zu haben, sagte der Mann mir ins Gesicht, ich hätte meine Waffen nicht abgeliefert, man wisse alles, er verhafte mich! Widerstand war zwecklos. Ich wurde nach der deutschen Dürerschule gebracht, in der polnisches Militär einquartiert war. Ein Soldat bekam den Befehl, mich abzuführen. Er entsicherte das Gewehr, ich mußte vorangehen und so marschierte ich an diesem Tage zum zweitenmal nach dem Regierungsgebäude. Vorübergehende und hauptsächlich Soldaten riefen immer wieder: "Wozu führst du den Kerl überhaupt ab? Sofort über den Haufen knallen!" Im Regierungsgebäude wurde mir der Paß abgenommen und dann brachte man mich in ein Zimmer, in dem ich mit meinem [26] Begleitmann zunächst allein saß. Neben diesem Raum befand sich die Telefonzentrale der Polizeikommandantur. Als Polizeikommandant fungierte ein Zivilist. Immer wieder ging das Telefon. Aus den Gesprächen war zu entnehmen, daß Meldungen über angebliche Schießereien aus den verschiedenen Stadtteilen einliefen. Schließlich wurde ein Ferngespräch aus Thorn gemeldet. Es sprach der Bromberger Starost, der schon am Sonnabend mit dem Stadtpräsidenten zusammen in Automobilen die Stadt verlassen hatte. Bei der Flucht dieser Leute sind nicht nur Akten und Dienstmaterial, sondern auch manches andere aus der Stadt verschwunden. Von der unerhörten Gewissenlosigkeit dieser "Machthaber" zeugt die Tatsache, daß sie selbst so wichtige Einrichtungen wie die Feuerwehr aus der Stadt entführten! Sämtliche Feuerwehrautos und Wasserwagen hat man aus der Stadt fortgeschleppt, mitten während eines Krieges und angesichts drohender Brände.

Von Thorn aus gab der Starost nun den Befehl, alle Deutschen in Bromberg zu verhaften. Der Kommandant an dem Apparat im Nebenraum wiederholte die Befehle: "Jawohl, Herr Starost, alle Deutschen verhaften, alle deutschen Kirchen zerstören!" Durch diese Wiederholung wurde mir der Inhalt des Gesprächs bekannt.

Allmählich wurden immer mehr Deutsche ins Regierungsgebäude gebracht. Auf den Straßen hatte man sie aufgegriffen und mit erhobenen Armen zum Polizeikommando gebracht. Aus den Häusern waren sie herausgeholt worden, aus den Luftschutzkellern. Der Befehl war da, alle Deutschen zu verhaften - er wurde gewissenhaft ausgeführt. Und die furchtbare Saat, die man in Tausenden von Hetzartikeln in den vergangenen Wochen ausgestreut hatte, ging ihrer blutigen Ernte entgegen.

Die Räume im Regierungsgebäude reichten bald nicht mehr aus. Überall standen dicht gedrängt die Menschen, die man hier zusammengetrieben hatte. Schließlich wurden [27] auch die Korridore belegt. Aufgeregt, kreidebleich und zitternd kamen Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen in das Gebäude. Einige von ihnen wiesen bereits Zeichen von Mißhandlungen auf. Ein deutscher Bauer wurde hereingeführt, dessen ganze rechte Gesichtshälfte von Schrotkugeln zerfetzt war. Aus den Kellern hörte man immer wieder entsetzliche Schreie. Was sich dort abgespielt hat, wußte niemand, aber die furchtbaren Laute führten dazu, daß die angsterfüllten Menschen, denen man mit Erschießung gedroht hatte, sich mit sorgenvollen Augen ansahen. Die später Eingetroffenen erzählten im Flüsterton, daß sie auf den Straßen schon viele Tote gesehen hatten. Immer wieder hörte man wüste Schießereien, dazwischen auch die Einschläge von Handgranaten. Wann endlich kam die deutsche Befreiung?

Diese Frage bewegte uns alle. Niemand wußte, was sich in der Stadt auf den Straßen und in den Häusern, in den Vorstädten und in den Dörfern der Umgebung abspielte. Niemand von uns konnte glauben, daß das polnische Volk von einem Blutrausch sondergleichen erfaßt worden sei. Wir wußten zwar, daß die polnische Presse immer wieder in Schlagzeilen ihren

Lesern eingehämmert hatte, jeder Deutsche sei ein Feind! Aber daß man nun jeden Deutschen umbringen würde, das haben wir niemals vermutet und konnten es schließlich auch nicht annehmen, gerade bei einem Volk, das bei jeder Gelegenheit seine überaus starke kirchliche Einstellung betont hatte. Wir konnten auch nicht annehmen, daß die polnischen Soldaten sich dazu hergeben würden, über unbewaffnete Zivilisten herzufallen, daß sie sich zu Mordverbrechen schlimmster Art hergeben würden. Männer, Frauen, Greise und Kinder sind dem Wüten der polnischen Horden zum Opfer gefallen - jawohl, auch Kinder. Wie erschütternd wirkte in einem Vortrag, den ein gerichtsärztlicher Sachverständiger, der die Sezierung der Leichen der ermordeten Volksdeutschen durchführte, vor [28] einer ausländischen Ärztekommission gehalten hat, die Feststellung, daß man nach dem Bromberger Blutsonntag das erstemal auch die Wirkung rasanter Feuerwaffen auf Säuglinge und kleine Kinder hat feststellen können. Bisher, so betonte der Redner, ist von Truppen noch niemals auf Säuglinge und Kinder geschossen worden.

Der Bromberger Blutsonntag

Die letzte Station eines zwanzigjährigen Leidensweges - Teil 2

Marian Hepke

Es ist nicht leicht, ein Bild davon zu zeichnen, was sich von Sonntag vormittag an, in und um Bromberg abspielte. Auffallend ist, daß wie auf einen Schlag in allen Teilen der Stadt mit der Verhaftung der Deutschen begonnen wurde. Auffallend ist weiter, daß die Blockkommandanten ausgezeichnet über die Zahl und die Wohnungen der Deutschen Bescheid wußten. An Hand der Zeugenaussagen bei den Verhandlungen des Bromberger Sondergerichts kommt man immer mehr zu der Überzeugung, daß dieses Massenmorden organisiert war. Es bedurfte dann nur noch des telefonisch gegebenen Befehls von Thorn durch den geflüchteten Starosten, um hier alle Deutschen festnehmen zu lassen. Dem Volke hatte man ja lange genug eingehämmert, die Deutschen seien die Angreifer, und deshalb war die Verhaftung in den meisten Fällen gleichbedeutend mit der Anweisung den Betreffenden umzubringen.

Unendlich groß ist die Zahl der Einzelschicksale. Es gibt fast keine Familie in Bromberg, die nicht einen Toten unter ihren Angehörigen zu beklagen hat. Ein großer Teil von Volksdeutschen wurde zur Militärhauptwache und von dort zu einer Kaserne gebracht. Die jüngeren Leute mußten in den Reitstall auf einem Boxring Aufstellung nehmen, während sich die ältern Männer auf den Fußboden der Kaserne setzen konnten. Plötzlich trat aus dem Boxring ein jüngerer Mann hervor, der laut "Heil Hitler!" rief. Er wurde von den Wachmannschaften sofort erschossen. Gegen ½12 Uhr nachts mußten die 600 Menschen auf dem Ka- [29] sernenhof antreten. Dann marschierten die Verhafteten durch die Stadt an der Hauptwache vorbei zum Theaterplatz. Hier kamen zurückflutende Tankkolonnen und Infanterie die Straße herunter. Ein polnischer Leutnant erklärte, daß die Volksdeutschen jetzt die Truppen auf ihrem Marsch in besser vorbereitete Stellungen begleiten würden. Sie sollten auch einmal die deutschen Fliegerbomben schmecken. Die Truppen zogen sich auf der steil ansteigenden Kujawierstraße zurück, die Verhafteten marschierten strammen Schrittes in der Mitte der Straße. Links polnische Tanks und Panzerautos, rechts Infanterie. Sie wurden von den Infanteristen beschimpft und mit Kolben und Seitengewehren bearbeitet. In der Kujawierstraße, an der früheren Ziegelei "Kaiser", ließ der Leutnant die Deutschen haltmachen und sagte folgendes:

"Jetzt werdet ihr den Großmut und den Anstand der polnischen Nation erfahren. Ihr werdet jetzt nach Hause entlassen, dafür müßt ihr aber zwanzigmal 'Hoch lebe Polen' rufen!"

Nach diesen Hochrufen konnten die Verhafteten abtreten. Sie gingen nun auf der von Truppen überfüllten Straße zurück. Es bildeten sich einzelne Gruppen unter Führung eines gut polnisch Sprechenden, um möglichst ungehindert nach Hause zu gelangen. Ein Kaufmann schloß sich einer Gruppe von etwa 14 Männern an, die von der Kujawierstraße über Nebenstraßen der Schwedenhöhe nach der Altstadt gehen wollten.

In jeder Straße sah man bewaffnete Fliegerschutzkommandos aus Männern und Frauen. Der Trupp wurde auf dem Heimweg zweimal von solchen Patrouillen angehalten, konnte aber nach längeren Verhandlungen weitergehen. In der Neuhöferstraße wurden die Deutschen von einer Patrouille von sechs Mann und einem Weib angehalten. Sie wurden mit gemeinen Worten belegt, man verlangte die Ausweise. Da fast allen vorher in dem Exerzierschuppen [30] der 62er-Kaserne von den Gendarmen die Ausweise abgenommen waren, so hatten viele keine Ausweispapiere bei sich. Jetzt forderten die wild schreienden Menschen die Volksdeutschen auf, zur Polizeiwache mitzukommen. Ein polnischer Bürger sagte, man soll die Deutschen nach Hause schicken, die seien doch schon aus der Haft entlassen worden. Damit kam er aber schlecht an. Seine Stammesbrüder fragten ihn, wie er sich als Pole für Deutsche einsetzen könne. Er sei ein Verräter. Er wurde dann mit einem Gummiknüppel blutig geschlagen und als Verhafteter den Deutschen eingereiht. Auf dem Weg zum Polizeirevier wurde die Gruppe von verwilderten Menschen mit Fleischermessern und Gummiknüppeln ständig bedroht.

Kurz vor dem Polizeirevier kam zurückflutende Infanterie an den Deutschen vorbei. Die Infanteristen schrien den Schergen zu: "Ihr bringt die Deutschen nicht auf das Polizeirevier, wir werden uns ihrer annehmen!" Die Soldaten drängten die Deutschen auf den Kornmarkt. Darauf befahl ein Leutnant, daß die 15 Deutschen einen Kreis bilden sollten. Dann befahl er den Gefangenen, sechsmal "Hoch lebe Polen!" zu rufen. Etwa 60 Mann Infanterie standen um die Deutschen herum. Diesen gab der Offizier den Befehl, zu schießen. Es wurde in die Gruppe hineingeknallt und alle 15 Mann sanken um. Der schon oben erwähnte Kaufmann hatte sich schnell hingeworfen und verdankte nur seiner Geistesgegenwart das Leben. Er ist unverletzt geblieben. Neben ihm lag ein anderer Kaufmann mit einem Rückenschuß und rechts der Pole, der für die Deutschen ein gutes Wort eingelegt hatte und dafür mitverhaftet worden war. Der unverwundete Kaufmann beschmierte sich unauffällig mit Blut, um den Anschein zu erwecken, als habe er einen Kopfschuß erhalten. Der Pole, der nicht tödlich verletzt worden war, richtete sich nach einer Weile auf und schrie, man solle ihn doch retten, er wäre ein Pole und durch falsche Angaben mit verhaftet [31] worden. Ein in der Nähe stehender Soldat schrie ihn aber an, er solle nicht solch dummes Zeug reden, er sei wie alle ein Schwabe und Hitler-Anhänger. Darauf legte der Soldat an und schoß dem Polen in den Bauch. Das Blut floß in Strömen aus dem Körper heraus.

Der unverletzte Kaufmann lag wie ein Toter zwischen den Leichen. Es kamen in der folgenden halben Stunde sehr viel zurückflutende Soldaten an der Blutstätte vorbei. Sie riefen: "Das sind verfluchte Deutsche, denen ist recht geschehen." Ein Soldat gab jedem Toten einen Fußtritt. Andere beraubten die Ermordeten. Als nach fünfzehn bis zwanzig Minuten auf dem Kornmarkt vollkommene Ruhe eingetreten war, erhob sich der unverletzt gebliebene Kaufmann. Als er sah, daß der Platz vollkommen leer war, ging er ruhigen Schrittes in die Kaiserstraße. Er versteckte sich nacheinander in einigen Häusern, bis er sich schließlich in der Futterkammer eines Pferdestalles an der Wallstraße sicher wähnte. Dort wurde er am Dienstag, dem 5. September, von den deutschen Truppen befreit.

Eine andere Gruppe dieser Deutschen aus der Kaserne wurde von den Truppen durch die Stadt geführt und nach Hopfengarten gebracht. Von da führte man die Deutschen - es waren etwa 44 - nach Piecki. Die begleitenden Soldaten brachten die Deutschen in einem kleinen

offenen Stall unter. Es war Montag morgen gegen 5 Uhr. Aus den Gesprächen der begleitenden Soldaten ging hervor, daß sie den Plan gefaßt, hatten, den Stall mit Benzin zu begießen und anzustecken. Aber es war kein Benzin aufzutreiben. Um ½8 Uhr **forderten die Soldaten die Deutschen auf, immer zu drei Mann aus dem Stall herauszukommen. Die ersten drei traten ins Freie. Nach kurzer Zeit hörte man Schüsse fallen, dann wurden die nächsten drei herausgeholt. Schließlich erklärte der Korporal, daß die Kugeln zu schade seien. Die nächsten wurden mit Kolbenschlägen getötet. Nur drei Mann, ein Vater mit seinen beiden Söhnen, konnten,** [32] **da der Vater einen größeren Geldbetrag bei sich hatte, ihr Leben mit diesem Gelde erkaufen. Als die Soldaten sich über die Teilung des Geldbetrages nicht einig werden konnten, gelang es dem Deutschen mit seinen beiden Söhnen im Walde zu entkommen.**

Ein entsetzliches Drama spielte sich am Jesuitersee hinter Hopfengarten ab. Dorthin hatte man ebenfalls eine Anzahl von Deutschen geführt. Zunächst stellte man die Festgenommenen im Walde vor einem Maschinengewehr auf, doch wurde dann von dem Plan der Erschießung Abstand genommen. Der Marsch ging weiter bis zu dem Badestrand am Jesuitersee. Hier mußten sich die Deutschen mit dem Gesicht zum See aufstellen, worauf ein heftiges Gewehrfeuer einsetzte. Die ersten stürzten zu Boden, als ein deutscher Flieger Zeuge dieser gräßlichen Erschießung wurde. Er ging sofort zum Tiefangriff aber und beschoß die polnischen Mordsoldaten mit seinem Maschinengewehr. Diese suchten unter den Bäumen Deckung. Einer der Deutschen, der unverwundet geblieben war, benutzte die allgemeine Aufregung, um zu flüchten. Er konnte sich unter den Auskleidezellen in den nassen Sand einbuddeln und wurde nun Zeuge der Erschießung aller noch lebenden Kameraden; denn als der Flieger verschwunden war, erschienen die Schergen wieder. Die Opfer des furchtbaren Verbrechens wurden auf den Badesteg gezogen. Wer nicht getötet war, wurde mit Kolben erschlagen. Dann warf man die Leichen in das Wasser.

Ganz besonders arg wurde in den Vorstädten gehaust. Die Bewohner des Stadtteils Schröttersdorf haben furchtbare Stunden erlebt. Der Schlossereibesitzer Schmiede hatte, als die Schießereien begannen, seine deutschen Nachbarn aufgefordert, Schutz in seinem gut ausgebauten Luftschutzkeller zu suchen. Als am Sonntag das Schießen immer stär- [33] ker wurde, eilte ein Nachbar mit Schmiede auf das Haus zu. Die Soldaten schossen hinter den beiden Männern her. Der Schlossermeister wurde dabei tödlich getroffen. Der Nachbar hatte noch Zuflucht in dem Keller finden können. 16 Deutsche waren nun dort untergebracht. Die polnischen Soldaten forderten die Deutschen auf, aus dem Keller herauszukommen. Wer dieser Aufforderung Folge leistete, wurde erschossen. Darauf dachten die übrigen nicht mehr daran, aus dem Keller zu kommen. Nun steckten die Soldaten das ganze Gehöft in Brand. Als eine Frau versuchte, durch ein Kellerfenster ins Freie zu kommen, wurde sofort geschossen. Allmählich drang der beißende Rauch in den Keller. Die Eingeschlossenen verstopften alle Öffnungen, allmählich aber wurde es in dem Luftschutzraum so heiß wie in einem Backofen. Wenn die unglückseligen Deutschen die Tür leicht öffneten, flogen sofort einige Handgranaten in die Richtung des Kellerraumes. Schließlich wurde der Rauch so dicht, daß alle auf dem Fußboden lagen und kaum zu atmen vermochten. In der Not zerschnitt man einige Sandsäcke vor den Fenstern, so daß der Rauch abziehen konnte. So blieben die Bedauernswerten in dem Keller bis Montag mittag. Die polnischen Soldaten hatten das Gehöft verlassen mit der Bemerkung, das sei ja nur noch ein Friedhof. Als die Deutschen sich endlich an die frische Luft wagten, wurden sie von den polnischen Nachbarn der Polizei übergeben, die diese Volksgenossen nun nach dem Polizeikommando brachten, wo sie noch bis Dienstag mittag gefangengehalten wurden.

Charakteristisch ist, daß selbst Kinder- und Altersheime nicht verschont geblieben sind. So ist das Kinderheim in der Thorner Straße der Ort einer sechsmaligen Haussuchung im Laufe von

wenigen Stunden gewesen. Alle Hausbewohner - 28 Personen, darunter 18 Kinder - mußten auf dem Hof antreten und mit erhobenen Händen solange stehen, bis die Haussuchung durchgeführt war. Ein achtzehnjähriger [34] polnischer Bursche hatte behauptet, im Kinderheim werde ein Maschinengewehr versteckt gehalten. Aber trotz eifrigster Nachforschungen fand man nichts. Vom jüngsten Waisenkind bis zur leitenden Diakonisse wurden alle Hausinsassen als Spione bezeichnet und unter militärische Kontrolle gestellt. Den Schwestern hielt man die Pistolen an die Schläfe und forderte die Herausgabe von Waffen. Ebenso erging es den Schwestern, die in dem Altersheim in Jägerhof das Haus verwalteten. Hier erschien sogar schon am Nachmittag des 31. August ein Polizist und behauptete, daß aus dem Hause den Fliegern Lichtsignale gegeben worden seien. Eine Behauptung, die nicht zu beweisen war, da tatsächlich keinerlei Signale aus dem Heim gegeben worden waren. Am Freitag mittag erschienen etwa 50 Soldaten und bedrohten mit Revolvern und Bajonetten die Heiminsassen. Die Insassen sollten angeben, wo die Waffen versteckt seien. Da aber nichts Derartiges vorhanden war, konnten auch keine Angaben darüber gemacht werden. Schließlich verließen die Soldaten langsam den Hof. In diesem Augenblick stürzte ein Offizier herein, der den Befehl gab: "Zurück, alles vernichten und mitnehmen!" Die Soldaten drangen nun in das Haus, zerschlugen Fenster und Türen, Lampen, Spiegel, Stühle, Schränke und Waschtische und holten heraus, was in den Schubfächern verborgen war. Die alten Insassen wurden wieder aus dem Luftschutzkeller herausgetrieben. Einer zweiundneunzigjährigen Frau hielt ein Soldat einen Revolver vor die Brust und verlangte die Herausgabe von Geld. Schließlich raubten die Soldaten die Lebensmittelvorräte und verschwanden. Sie begaben sich dann zu einem in der Nähe wohnenden Gärtner namens Schrödter. Die Familie Schrödter hatte sich mit anderen Volksdeutschen in einem Keller versteckt. Als die Soldatenhorden auf dem Grundstück erschienen, warfen sie einige Handgranaten in den Keller und forderten die Insassen auf, herauszukommen. Kaum hatte der Gärtnereibesitzer Schrödter [35] den Keller verlassen, als er erschossen wurde. Ebenso ging es vier anderen Volksgenossen. Die Frau des Gärtnereibesitzers war durch Granatsplitter schwer verletzt worden. Man zerrte sie aus dem Keller heraus. Eine junge Frau mit ihrem zwei Monate alten Kinde wurde bespien und ins Gesicht geschlagen. Eine ältere Frau wurde mit 19 volksdeutschen Männern aus Jägerhof am Bahndamm aufgestellt. Diese Deutschen wurden dann der Reihe nach erschossen. Als die Volksdeutsche sah, wie nacheinander die Deutschen unter den Schüssen zusammenbrachen, sank sie ohnmächtig zu Boden. Der Pöbel, der diesem schrecklichen Schauspiel beiwohnte, johlte und bestand darauf, daß auch die übrigen Deutschen noch erschossen würden. Als der letzte Deutsche hingemordet war, stimmte der Mob das polnische Haßlied, die "Rota", an. Im Pfarrhaus in Jägerhof hatten andere Mordkommandos den vierundsiebzigjährigen Vater des Pfarrers Kutzer, den Pfarrer, den Brennereiverwalter Otto Kutzer, den sechzehnjährigen Gymnasiasten Milbitz, den vierundsiebzigjährigen Hoffmann, einen Fünfzigjährigen namens Lüneberg aus Oplawitz, den fünfzigjährigen Landwirt Tetzlaff und den fünfzehnjährigen Hütejungen Schollenberg erschlagen.

Auch die Insassen des Luisenstiftes, eines Heimes für alleinstehende Damen, haben Schweres durchmachen müssen.

Besonders schwer geprüft war der Stadtteil Schwedenhöhe. Hier am südlichen Rande der Stadt gelegen, zogen die vielen Flüchtlinge hindurch, die nach Hohensalza wollten. Eine ununterbrochene Reihe von Fahrzeugen aller Art war hier zu sehen. Mit den Flüchtlingen vereinte sich der Straßenpöbel, der am Sonntag die Haussuchungen vornahm. Auf der Straße und in den Höfen dieses ärmsten Stadtteils von Bromberg drangen Nachbarn in die Wohnungen von Deutschen, zerschlugen die Einrichtungen und töteten auf bestialische Weise die Deutschen, die sie an- [36] trafen. Auch in der evangelischen Kirche fanden Haussuchungen statt, desgleichen in dem Pfarrhause. Polizisten, Soldaten und Pöbel drangen immer wieder in das Pfarrhaus ein und zerschlugen unter dem Vorwand, Haussuchung zu

halten, alles was ihnen in den Weg kam. Ein elektrischer Draht und eine Batterie zu einem Kinder-Lichtbildapparat wurden unter großem Gejohle als "Teile eines Geheimsenders entdeckt" und beschlagnahmt. Als dann nachher die Soldaten fortgegangen waren, drang der Mob noch einmal in das Haus ein. Den Pfarrer hatte man schon früher verhaftet und verschleppt, so daß die Frau mit sechs kleinen Kindern allein im Hause war. Sie flüchtete, als die Banditen das Haus stürmten. Die Frau suchte mit den Kindern in der Nachbarschaft Zuflucht bei katholischen Schwestern, wurde aber mit den Worten abgewiesen: "Gehen Sie dahin, wo Sie hergekommen sind. Für die verfluchten Deutschen haben wir keinen Platz! Machen Sie, daß Sie wegkommen!" Der Pöbel verfolgte die Flüchtenden, schlug den alten Kirchendiener nieder und trat ihm mit den Absätzen ins Gesicht. Der alte Mann wurde dann auf ein mit Deutschen beladenes Lastauto geworfen und ist nie wieder gesehen worden. Schließlich fand die Pfarrerfamilie im Hause eines Kirchenältesten Aufnahme. Aber immer wieder wurde das Haus erneut durchsucht.

Am Montag mittag standen dann plötzlich die Evangelische Kirche und das Pfarrhaus in Schwedenhöhe in Flammen. Der polnische Propst der katholischen Kirche sprach angesichts dieses Feuers: "Nun kann man mit Recht sagen, wir sind Barbaren." Aber dieser Brand war noch das Geringste, was sich in Bromberg in diesen beiden Tagen abgespielt hat. Immer und immer wieder wurden Deutsche aufgestöbert, an die Wand gestellt oder an Bäume gebunden und erschossen.

Ebenso wie in Schwedenhöhe so erlebte man auch in den anderen Stadtteilen, daß die polnischen Frauen eine [37] ganz besonders traurige Rolle an diesem Blutsonntag gespielt haben. Sie haben in furchtbarer Weise den Straßenmob und die verwilderte Soldateska aufgehetzt. Das haben besonders die Verhandlungen des Sondergerichts in Bromberg bewiesen. Das beweist das schreckliche Ende des volksdeutschen Kaufmanns Gollnick in der Breitstraße. Er war von einem Soldaten angeschossen und dann durch einen Kolbenschlag zu Boden gestreckt worden. In der Annahme, daß Gollnick offensichtlich tot sei, wollte der Soldat weitergehen. In diesem Augenblick erschien aber ein Weib, das schon vorher die polnischen Soldaten auf die Volksdeutschen gehetzt hatte. Wie eine Furie lief sie die Straße entlang, und als sie den bereits verletzten Gollnick auf der Erde liegen sah, schrie sie: "So müßten alle Deutschon abgeschlachtet und totgeschossen werden!" Die Horden wandten darauf den schwerverletzten Gollnick um, der zuerst mit dem Gesicht nach unten gelegen hatte, zogen ihm die Hosen herunter, worauf das entmenschte Weib die Soldaten aufforderte, den Verletzten zu entmannen. Das Weib ruhte nicht eher, bis man dem Deutschen mit einem Bajonettstich den Leib aufgeschlitzt hatte.

Eine andere Angeklagte hatte, wie die Zeugenaussagen eindeutig belegten, an einem Mordkommando teilgenommen. Als eine deutsche Frau abgeführt wurde, hetzte diese Angeklagte hinter der Wehrlosen her, schlug sie mit den Fäusten, riß sie an den Haaren und stieß sie mit den Füßen, so daß die Unglückliche mehrmals zu Boden sank. Bereits vorher hatte die Angeklagte ihrer Freude Ausdruck gegeben, daß eine deutsche Familie erschossen worden sei und sie habe sich nicht beruhigen können vor Vergnügen, wie die Familienangehörigen nacheinander "umgekippt" seien. Aus den Zeugenaussagen ging hervor, daß die Angeklagte, als sie von der Ermordung der Familie erzählte, Schaum vor dem Munde gehabt habe.

Ein deutscher Bauer aus dem alten Niederungsdorf [38] Langenau war dort vom Mob erschlagen worden. Bei einer Haussuchung wüteten dann Soldaten in unmenschlicher Weise. Die Frau des Bauern, Mutter von mehreren Kindern, wurde von einem polnischen Offizier vergewaltigt. Die Frau mußte dann mit einer Gruppe verschleppter Volksdeutscher, die durch das Dorf marschierten, mit nach dem Osten wandern. Als die Frau zurückkehrte, fand sie von

ihrem Gehöft nur noch rauchende Ruinen vor. Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude waren, wie alle Bauernhöfe in den Niederungsdörfern Langenau und Otterau, durch Feuer zerstört. Als eine internationale Ärztekommission einige Wochen, nachdem das Gebiet von deutschen Truppen besetzt worden war, dieses besichtigte, kam sie auch nach Langenau. Es herrschte dort unter den Bewohnern große Aufregung. Als man sich erkundigte, was geschehen war, erfuhren die Ärzte: Die eingangs erwähnte Frau hatte sich erhängt. Nach ihrer Rückkehr hatte sie feststellen müssen, daß das schreckliche Erlebnis am Blutsonntag nicht ohne Folgen geblieben war. - Während der Beerdigung der Mutter nahm das kleine Töchterchen der Frau leise einen Offizier der deutschen Wehrmacht, der an der Trauerfeier teilnahm, beiseite und wies herüber zu einem Manne, der ebenfalls unter der Trauergemeinde weilte. "Onkel", sagte das Kind, "das ist der Mann, der den Vater totgemacht hat!" Die Aussagen des Kindes haben sich als richtig erwiesen. Der Mörder war ein Knecht aus dem Nachbardorf, der sich an den Morden beteiligt hatte.

Erschütternd ist auch der Bericht einer deutschen Bauerntochter aus Eichenau-Abbau, Kreis Bromberg. Sie hatte aus ihrem Dorf flüchten müssen, ohne zu wissen, wo ihre Angehörigen geblieben waren. Sie hatte erleben müssen, wie man aus einem Flüchtlingszug Deutsche herausholte und diese erschoß. In Hohensalza sah sie, wie ein Deutscher getötet wurde. Man hatte dem armen Menschen die Kehle durchschnitten, und das Volk stand dabei und schrie [39] wie besessen. Erst 20 Kilometer hinter Kruschwitz wurde sie befreit. Über ihre Heimkehr schreibt das Mädchen:

> "Jetzt hatte ich nur eine Sorge, wie sieht es zu Hause aus? Es ist schlimmer gekommen, als ich dachte. Ich sollte keinen meiner Lieben mehr lebend antreffen. Von Hohensalza kam ich mit einem Militärauto in mein Dorf. Hier hörte ich von einem alten Mann, daß mein Vater soeben beerdigt worden ist. Ihn hatte das polnische Militär dicht an unserem Waldrand erschossen. Nach einigen Tagen fand ich die Leiche meines Bräutigams, etwa 1½ Kilometer von uns entfernt auf. Man hatte ihm die Augen ausgestochen, auch im Leib hatte er Bajonettstiche. Meine Mutter fand ich als Leiche im Walde sitzend in einem Graben mit drei Bajonettstichen im Unterleib. Am nächsten Tage fanden wir die Tante auf einer Wiese tot auf. Sie alle liegen jetzt begraben in ihrer Heimaterde. Sie sind hier geboren, sie sind ihrem Deutschtum treu geblieben bis in den Tod. Ich bin wohl sehr hart geworden, daß ich das alles ertragen konnte. Ich lasse aber den Mut nicht sinken, denn die Opfer waren ja für Deutschland und für unsere kostbare Freiheit."

Es ist nicht möglich, alle Schicksale aufzuzählen, über all die Gräßlichkeiten zu schreiben, die hier verübt worden sind. Die Wunden sind noch zu frisch, als daß man sie berühren dürfte. Nur einiges sei erwähnt, was sich bei Sezierungen der Leichen herausgestellt hat: Es ist keineswegs so, daß die Opfer durch Exekutionen, also standrechtliche Erschießungen ihr Leben lassen mußten. Die Leichenbefunde haben ergeben, daß auf liegende Menschen ebenso wie auf stehende geschossen wurde. Sehr viele Erschießungen erfolgten mit Hilfe von Pistolen. Da Handfeuerwaffen in allen Armeen nur von Chargierten getragen werden, kommt man zu der Überzeugung, daß nicht nur einfache Soldaten, sondern auch Unteroffiziere und Offiziere als [40] Täter in Frage kommen. Da bekannt ist, daß sich auch Zivilisten an dem Blutbad beteiligt haben, ergibt sich die Tatsache, daß der Massenmord organisiert gewesen sein muß, zumal man Karabiner an die Zivilisten ausgeteilt hat. An den Leichen sind schließlich furchtbare Verstümmelungen festgestellt worden.

Es bleibt im Rahmen dieses Berichtes noch die Aufgabe, das eigene Erlebnis, dessen Auftakt zu Beginn geschildert worden ist, kurz wiederzugeben: In das Regierungsgebäude, in das auch ich eingeliefert worden war, kamen im Laufe des Sonntags mehr und mehr Deutsche, die

man dort in den verschiedensten Räumen untergebracht hatte. Ich selbst hatte zu Hause hinterlassen, daß, falls ich zu einer bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt sein würde, nach mir gesucht werden sollte. Beunruhigt durch mein langes Fernbleiben veranlaßte meine Frau zwei Herren, sich trotz der Schießerei auf den Straßen nach dem Regierungsgebäude zu begeben. In dem wüsten Durcheinander, das dort herrschte, konnten sie mich jedoch nicht ausfindig machen. Ich hörte sogar die Stimme des einen im Nebenzimmer, konnte mich aber nicht bemerkbar machen, da der Posten, der mich bewachte, mit Erschießen drohte, falls ich mich bewegen oder rufen würde. Wir wurden dann mit weiteren Deutschen in einem engen Raum zusammengepfercht und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Ich muß gestehen, daß ich noch immer an einen guten Ausgang glaubte. Die anderen, später eingelieferten Deutschen hatten jedoch die Leichen bereits auf den Straßen liegen sehen. Zum Teil kreideweiß und zitternd kamen sie herein. Ich versuchte, so gut es ging sie aufzurichten, aber sie alle waren, nach dem was sie gesehen hatten, gewiß, daß wir nicht mehr lebend diese Räume verlassen würden. Dennoch hat ein Teil jener Gruppe die Befreiung miterleben können.

In meiner Nachbarschaft wohnt ein Herr, der aus dem [41] litauischen Gebiet um Wilna stammt. Er war 1914 in die polnische Legion eingetreten und hatte dann in der polnischen Wehrmacht gedient, die auf die Mittelmächte vereidigt war und dem Generalgouverneur v. Beseler unterstand. Nach der Errichtung des polnischen Staates hat man diesem Manne es nicht verwinden können, daß er den Eid auf die Mittelmächte geleistet hatte. Er wußte als Hauptmann seinen Abschied nehmen. Zurückgezogen wie in einem Schmollwinkel lebte er seit dieser Zeit. Als ihn meine Frau am Blutsonntag bat, etwas für mich zu tun, schlug er die Hacken zusammen, zog sich die Uniform an, schnallte das Koppel mit der Revolvertasche um, legte alle Orden an und begab sich nach dem Regierungsgebäude. Er suchte alle Räume ab, bis er mich schließlich fand. Ich hatte mir einen Platz dicht an der Tür gesichert, da dort noch immer etwas frische Luft hinein kam. Da die Offiziere alle geflüchtet waren, war der Hauptmann, der nun erschien, der höchste anwesende Offizier. Er ging auf mich zu und erklärte, daß ich zum Verhör müßte. Ein Wachposten rief einen anderen Soldaten herbei, der zur Begleitung mit sollte. Aber der Hauptmann wehrte ab, zog den Revolver aus der Tasche und sagte: "Mit dem Burschen werde ich alleine fertig! - Marsch", wandte er sich an mich. Ich mußte vorausgehen, der Offizier mit der Waffe in der Hand hinter mir. Auf der Treppe beschleunigte er seine Schritte, daß er neben mir gehen konnte, steckte den Revolver in die Tasche, drückte mir die Hand und sagte leise: "Ruhig, ruhig!" Dann führte er mich durch alle Postenketten hindurch, brachte mich ins Freie und entließ mich. Auf Umwegen kam ich in die Nähe meines Hauses und sah plötzlich einen großen Auflauf vor meiner Wohnung. Ich machte sofort kehrt. Unterwegs rief mir ein Eisenbahner, der mich für einen Polen hielt, lachend zu: "Heute räumt man mit den Deutschen ordentlich auf. Dort liegt auch einer!" Und ich sah unweit den ersten Erschossenen, von denen ich dann [42] später so unendlich viele noch habe sehen müssen. Ich fand im Hause eines Deutschen Aufnahme. Es gab dort ein Telefon. Ich rief in meiner Wohnung an. Der Apparat gab nach der Verbindung Lautzeichen - aber geantwortet wurde nicht.

Ich mußte annehmen, daß in meinem Hause alles kurz und klein geschlagen war und mußte um das Leben von Frau und Kindern fürchten. Ich rief in verschiedenen Nachbarhäusern an, erhielt aber auch dort keine Antwort. Erst jetzt erkannte ich die Gefahr, in der ich geschwebt hatte. Die eine Stunde der Ungewißheit über das Schicksal der Meinen war entsetzlicher als die vielen Stunden der Verhaftung. Und wenn ich an diese Zeit denke, begreife ich die furchtbaren Qualen, die in jenen Septembertagen deutsche Menschen, die in Ungewißheit über den Verbleib der Ihren gewesen sind, zu erdulden hatten.

Nach einer Stunde etwa stellte der Mann, der mich aufgenommen hatte, auf den Straßen eine Beruhigung fest. Ich schlich mich nach Hause und erlebte das Wunder, daß die Horde, die ich

gerade vor meinem Hause gesehen hatte, dort nicht eingedrungen war. Sie war nur vorbeigezogen. Meine Frau, die sich während des ganzen Tages standhaft gehalten hatte, um den Kindern nichts merken zu lassen, brach bei meiner Rückkehr zusammen. Der Hauptmann, der lange vor mir nach Hause gekommen war, hatte gemeldet, daß ich befreit sei. Da ich aber noch immer abwesend blieb, mußte das Schlimmste befürchtet werden. Nun war alles überwunden!

War es überwunden? Noch nicht! In der Nacht zum Montag starkes Artilleriefeuer, dazwischen schwere Detonationen. Die Brücken wurden gesprengt. Am Montag, morgens gegen 4 Uhr, erschienen zahlreiche polnische Familien aus der Nachbarschaft und baten, in meinem Hause Zuflucht nehmen zu dürfen, denn das deutsche Militär würde ihnen die Ohren abschneiden oder sie mißhandeln. Die wüste [43] Pressehetze trug hier weitere Früchte. Ich konnte nicht ablehnen, ich nahm die Leute in mein Haus. Es waren zeitweise gegen 40 Personen. Aber etwa um 9 Uhr vormittags machte sich etwas Sonderbares bemerkbar. Zunächst verließen die Männer das Haus und standen auf der Straße in Gruppen vereint. Langsam gingen auch die Frauen, nahmen ihre Koffer wieder mit, und allmählich, ganz allmählich, wurde das Haus wieder leer. Die Stille, die entstanden war, war unheimlich. Was sollte das bedeuten? Waren die deutschen Truppen etwa geschlagen? Was hatte die Leute bewegt, das Haus zu verlassen, in das sie vor wenigen Stunden voll Furcht gekommen waren?

Offensichtlich war hier wieder einmal eine Flüsterparole ausgegeben worden. Wie ich später feststellte, lautete sie: Die Deutschen sind geschlagen, die Höhen am Südrande der Stadt sind von polnischer Artillerie besetzt, beim Einzug der Deutschen in die Stadt würde alles zerschossen werden.

Wir warteten und warteten. Die deutschen Truppen kamen nicht. Langsam schlich der Tag dahin. Man fand keine Ruhe, gegessen wurde nicht. Aus den einzelnen Stadtteilen kamen erneut Nachrichten, daß die Jagd auf Deutsche auch am Montag fortgesetzt wurde. Der Nachbar, der mich befreit hatte, erbot sich, einen anderen Volksdeutschen und mich in der Nacht bei sich zu beherbergen. Um Mitternacht gab das polnische Radio bekannt, daß Bromberg und Graudenz von den polnischen Truppen geräumt worden sei. Artilleriefeuer wurde hörbar - jetzt konnte es uns nicht mehr schrecken. In wenigen Stunden mußte die Not ein Ende haben!

Am Dienstag, dem 5. September, wiederholte sich das, was sich am Tage vorher abgespielt hatte. Wieder erschienen zahlreiche polnische Familien und baten um Schutz. Wieder gab es Stunden des Wartens. Es war ein klarer, ruhiger Morgen mit warmer Septembersonne. Eine deutsche Frau, welche die Tage bei uns zugebracht hatte, trat ans Fenster. [44] Sie sieht plötzlich Soldaten, einen Offizier und etwa 10 Mann. Sie ahnt mehr als sie erkennt, daß da deutsche Soldaten vor dem Hause stehen. Sie haben Aufstellung genommen in dem kleinen Villenviertel und suchen nach den Resten polnischer Truppen und nach bewaffneten Zivilisten. Die Deutsche, verwirrt durch die Aufregung, die Freude des Augenblicks und die Angst der letzten Tage, stürzt an die Tür, eilt auf den nächststehenden deutschen Soldaten zu und fragt - die Deutsche, die die polnische Sprache nur mangelhaft beherrscht! - fragt ausgerechnet auf polnisch: "Sind das deutsche Soldaten?" Was tut der Gefragte, was tut der Soldat, der da auf dem Kriegspfade und auf der Suche nach versteckten Gegnern oder Heckenschützen ist? Er lächelt und sagt: "Verzeihung, Frollein, ick versteh' kein Wort!" Nur der Zaun, der den Vorgarten von der Straße trennt, hat verhindert, daß die Deutsche dem Befreier, den sie mit der schwierigen fremden Sprache angeredet hatte, um den Hals gefallen ist.

Unter den Personen, die in meinem Hause Zuflucht vor den "bösen" deutschen Soldaten gesucht hatten, war auch eine ältere russische Dame. Sie zittert am ganzen Leibe, und ich

versuchte sie zu beruhigen. Ich erklärte ihr, daß sie es doch mit *deutschen* Soldaten zu tun habe, die alle wohlerzogen und gut diszipliniert seien. Die Dame schüttelt den Kopf. "Ich kenne den Krieg, ich kenne die Revolutionen, wenn die Soldaten auch gut erzogen sind - ich habe den Keller voll Wein - die Soldaten worden ihn finden, sie werden sich betrinken, sie werden plündern, ich kenne das!"

Der Zufall will es, daß eine neue deutsche Patrouille vorbeikommt. Die Soldaten bitten um einen Trunk Wasser. Ich hatte zur Feier des seit langem erwarteten Tages eine Flasche Wein geöffnet. Ich biete den Soldaten ein Glas Wein an, sie lehnen ab, danken, ziehen Obst und Himbeerwasser vor.

Die Russin neben mir hat zu zittern aufgehört. "Was", [45] fragt sie, "die Soldaten trinken den Wein nicht. Was sind das für Soldaten!" Die Frau ist fassungslos. Mit großen erstaunten Augen, welche die russische Revolution gesehen haben, aber die heutige Welt nicht mehr zu begreifen scheinen, blickt sie den Soldaten nach.

Ein anderes Erlebnis: Einige Soldaten fragen Volksdeutsche auf einer Straße nach dem Weg, sie sind von ihrer Abteilung abgekommen. Man kommt ins Gespräch. Plötzlich sagt einer der Soldaten, ein junger Mann mit Brille und klugen ernsten Augen: "Sie müssen schon entschuldigen, ich sehe wohl etwas verwildert aus, aber ich konnte mich jetzt zwei Tage nicht rasieren!"

Wie hatte die polnische Presse die deutschen Soldaten durch Artikel und Karikaturen in den letzten Wochen schlecht gemacht. Heute stehen die Leser dieser polnischen Blätter mit aufgerissenen Augen und sagen immer wieder: "Was sind das für Soldaten! Was ist das für ein Heer! Nach schweren Märschen sehen die Leute sauber aus, die Uniformen sind intakt, nicht zerrissen. Und die Offiziere! Und die Autos! Und der ganze Apparat! Und die Organisation! Und am Grabe des Marschalls eine Ehrenwache - zu polnischer Zeit stand dort keine Ehrenwache!"

Ich glaube, die Leute sind Zeit ihres Lebens gegen die deutschfeindlichen Greuelmeldungen immun geworden. Dieses Wunder hat der deutsche Soldat mit seiner wundervollen ritterlichen Haltung vollbracht.

Aber erst allmählich, ganz allmählich, hatte sich in der Stadt herumgesprochen, daß die deutschen Truppen Bromberg bereits besetzt haben. Die deutschen Bürger dieser Stadt, die in Kellern, auf Dachböden und anderen Verstecken Zuflucht hatten suchen müssen, kamen langsam auf die Straße. Es läßt sich nicht beschreiben, wie aus den Augen dieser Menschen, die so Furchtbares gesehen hatten und [46] das entsetzlichste Blutbad hatten miterleben müssen, das wohl einer Stadt außerhalb des eigentlichen Kriegsgeschehen jemals beschieden gewesen ist, wie aus diesen Augen voller Angst und Schrecken die Tränen hervorbrachen, Tränen der Freude.

Wir haben den deutschen Truppen keinen jubelnden Empfang bereiten können. Manche Soldaten sagten es uns vorwurfsvoll. Aber das Furchtbare der letzten Erlebnisse, die Ungewißheit über das Schicksal von vielen Hunderten, ja Tausenden, die Ungewißheit darüber, ob die Verschleppten, die unterdessen den Höllenmarsch nach Lowitsch hatten antreten müssen, jemals zurückkehren würden - das alles lastete viel zu schwer auf uns allen.

Deutsche, die sich nicht näher kannten, sind sich auf den Straßen um den Hals gefallen, aus Freude darüber, noch einen Volksgenossen wiederzusehen.

Der Tag der Befreiung war endlich gekommen. Aber erst langsam, ganz langsam wich der Druck, den diese ersten Septembertage 1939 für uns gebracht hatten.

In polnischen Gefängnissen

Erlebnisbericht des volksdeutschen Schriftleiters Fenske

Der Herr **Reichsaußenminister erwähnte in seiner Danziger Rede** eine Meldung über die unerhörten deutschfeindlichen Ausschreitungen in Westpolen insbesondere in Bromberg im März 1939. Ich habe damals diese Meldung als Westpreußen-Berichterstatter des Deutschen Nachrichtenbüros an meine Berliner Schriftleitung weitergegeben. Sie wurde der unmittelbare Grund zu meiner Verhaftung am 29. März dieses Jahres.

[47] Ich wurde nachts um ½1 Uhr auf dem hiesigen Postamt von Beamten der polnischen politischen Polizei festgenommen, gefesselt in den Polizeiarrest eingeliefert, am nächsten Tage nach Thorn gebracht und dort dem Untersuchungsrichter für besondere Angelegenheiten vorgeführt. Er sagte mir auf den Kopf zu, ich hätte zugunsten Deutschlands Spionage getrieben. Meine Arbeit für das Deutsche Nachrichtenbüro sei nur ein Vorwand gewesen, ich hätte vielmehr nicht an das Deutsche Nachrichtenbüro meine Meldungen weitergegeben, sondern an die Deutsche Reichsregierung. Es sei im übrigen überflüssig, darüber viele Worte zu verlieren, denn jeder deutsche Journalist sei ja ein Spion. Als ich ihn darauf hinwies, daß er als polnischer Untersuchungsrichter mit der Formulierung derartiger Vorwürfe immerhin etwas vorsichtiger umgehen müsse, unterbrachen die anwesenden Offiziere der polnischen Spionageabwehr meinen Satz und fuhren mich wutschnaubend an: "Sie befinden sich hier in einem militärischen Lokal und haben nichts zu sagen, wenn Sie nicht gefragt werden! Euren Hitler werden wir sowieso in nächster Zeit erledigen! Wir sind nicht die Tschechen. Wir haben einen Nichtangriffspakt mit Deutschland nicht nötig. England und Frankreich werden uns schon helfen! Es ist nur traurig, daß man euch deutschen Schweine hier in Polen noch in die Gefängnisse werfen und mit den Spargroschen des polnischen Bürgers ernähren muß. Man sollte euch einfach abknallen."

Damit war das erste und einzige Verhör, dem ich mich während meiner ganzen Haft unterziehen mußte, abgeschlossen. Ich wurde dann sofort schwer gefesselt in das Thorner Gefängnis eingeliefert. Am Morgen des 15. April wurde ich, als gerade das erste Licht des werdenden Tages in meine dunkle, nasse Einzelzelle fiel, herausgeholt und unter Bedeckung von zwei bewaffneten Polizeibeamten zum Thorner Bahnhof abtransportiert. Unser Weg führte über die Thorner Weichselbrücke. Es war ein wundervoller Mor- [48] gen, dieser letzte Morgen in der Luft der Heimat. Im Osten stand der glutrote Feuerball der Sonne über den Mauern und Türmen der alten Ordensstadt. Nachts hatte es geregnet, die Weidenkämpen, die die beiden Weichselufer säumen, glänzten im ersten Licht des neuen Tages. Die Wiesen dampften, und über der ganzen Landschaft und dem breiten Band der Weichsel lag eine erste Ahnung des kommenden Frühlings. Zwei Polen kamen uns auf der Brücke entgegen und sahen, daß ich gefesselt abgeführt wurde. Sie blieben stehen, spuckten aus und sagten: "Ha, wieder so ein deutsches Schwein!" Ich hörte es kaum, denn unter mir rauschte der Strom meiner Heimat sein starkes, altes und doch so ewig junges Lied. Ich nahm es mit auf meine weite Reise, als letzten Gruß meiner Heimat und als Hoffnung auf eine große, bessere Zeit.

Die Fahrt ging nach Sieradz, einer kleinen Stadt am Oberlauf der Warthe. Dort befindet sich ein großes Zuchthaus, in das in jenen Apriltagen alle unter Spionageverdacht stehenden Volksdeutschen aus Westpolen, die inzwischen verhaftet worden waren, eingeliefert wurden. Wir wurden, da wir über 200 Untersuchungshäftlinge waren, auf mehrere Häuserblöcke der

Strafanstalt verteilt. Ein Teil von uns kam in den sogenannten Block 1, in dem annähernd 1000 Schwerverbrecher mit Mindeststrafen von sechs Jahren Zuchthaus untergebracht waren. Mit Vorliebe wurden von dem Gefängnisvorsteher solche Zellen ausgesucht, die mit Juden belegt waren. In tierischer Lust zwangen die Gefängnisbeamten meine Kameraden, in diesen Zellen die schmutzigsten Arbeiten zu verrichten. Wollte ein Volksdeutscher eines Tages nicht mehr den Koteimer leeren, der in der Zelle stand und von den Juden nun besonders ausgiebig benutzt wurde, so wurde er mit mehreren Tagen Dunkelzelle bestraft. Diese Dunkelzelle war ein mehrere Meter unter der Erde gelegenes tiefes Loch, in das vorher acht bis zehn Eimer Wasser geschüttet wurden, um jegliches Liegen oder [49] Sitzen von vornherein unmöglich zu machen. Kamen die auf diese Weise Gequälten nach zwei bis drei Tagen wieder grau und zitternd ans Tageslicht, so mußten sie selbst aus diesem vollkommen abgedunkelten Kellerloch das Wasser, in dem sie gestanden hatten, wieder herausschöpfen. Gelang ihnen dies infolge ihrer restlosen körperlichen Erschöpfung nicht mehr, so wurden sie mit den Stiefeln oder den schweren eisernen Gefängnisschlüsseln so lange bearbeitet, bis sie ohnmächtig liegenblieben. Es spielte nämlich, wie man uns des öfteren brutal ins Gesicht sagte, gar keine Rolle, wie viele von uns auf diese Art aus der Welt geschafft wurden.

In den Zellen selbst durften sich die deutschen Häftlinge nicht etwa frei bewegen, sondern sie mußten den ganzen Tag über still in einer Ecke auf dem Fußboden sitzen. Ebenso durften sie nachts nur auf der harten Erde schlafen, während es sich die Juden, denen die Gefängnisleitung in jeder Form Verfügungsrecht über uns Volksdeutsche eingeräumt hatte, auf immerhin erträglichen Strohsäcken wohl sein ließen.

Infolge der fortgesetzten Mißhandlungen sind im Laufe des Frühjahrs und des Sommers mehrere deutsche Untersuchungsgefangene gestorben. So wurde beispielsweise der volksdeutsche Baumeister Bernecke, ein Greis, dessen Sohn ebenfalls im Zuchthaus von Sieradz saß, einmal in der Form bestraft, daß man ihn mit dem Rücken nach oben auf eine Holzbank legte, seinen Rücken mit nassen Säcken bedeckte, und dann so lange mit Brettern und Zaunlatten auf ihn einschlug, bis er keinen Laut mehr von sich gab. Bernecke ist mehrere Tage darauf in dem sogenannten Gefängnisspital, das nichts weiter als eine unbeschreibliche, schmutzige Brutstätte von Bazillen aller Art war, gestorben.

Das Essen, das aus 300 Gramm Brot und zwei Liter Suppe täglich bestand, war darauf eingerichtet, uns körperlich soweit wie möglich zu schwächen und zu zermürben. Unter allen möglichen Vorwänden wußte man ständig Pa- [50] kete, die wir von unseren Verwandten von draußen erhalten konnten, zurückzubehalten, oder, wie man das so schön nannte, zu konfiszieren. Ähnlich wurde mit den Briefen verfahren. Auch von unseren Briefen, die wir monatlich einmal nach Hause schreiben durften, ist, wie wir später feststellen konnten, kaum einer angekommen

Ärztliche Hilfe und Arzneien wurden uns in einer solchen Form gewährt, daß wir praktisch nicht den geringsten Nutzen davon haben konnten. Die meisten von uns erkrankten schon nach wenigen Wochen an schwersten Magen- und Darmbeschwerden, die durch das kaum genießbare Schwarzbrot verursacht wurden.

Ich berief mich daher eines Tages auf die angeblichen Rechte, die wir auf Grund der Gefängnisordnung besitzen sollten und meldete mich zum Arzt. Trotzdem ich auf die Dringlichkeit meines Falles sogar den Oberstaatsanwalt hingewiesen hatte, der monatlich einmal das Zuchthaus kontrollierte, mußte ich sechs Wochen warten, bis mich der vermeintliche Arzt holen ließ. Er entpuppte sich als einfacher Kurpfuscher, fragte mich kurz, was ich für Beschwerden hätte und sagte dann, mit einem Blick auf meinen Zivilanzug, den ich damals noch tragen durfte: "Sage einmal, wo hast du deine Hosen machen lassen, in Wien oder in Berlin?" Da uns trotz strengster Isolierung gerade in jenen Tagen die ersten

Nachrichten von der Zuspitzung der politischen Lage in Danzig erreicht hatten, antwortete ich ihm: "Nicht in Berlin und nicht in Wien, Herr Medikus, aber in Danzig!" Ich durfte daraufhin sofort das Zimmer verlassen und wurde in meine Zelle abgeführt. Ähnlich erging es den wenigen meiner Kameraden, die überhaupt das Glück hatten, vor den "Arzt" gebracht zu worden. In den meisten Fällen kam es gar nicht so weit, sondern man begnügte sich damit, jedem Kranken einige Tropfen Baldriantinktur oder ein schmerzstillendes Mittel zu verabfolgen. Dann durften sie mindestens eine ganze Woche [51] lang nichts mehr von ihrer Krankheit sagen, andernfalls gab es Dunkelzelle.

Die Zuspitzung des deutsch-polnischen Verhältnisses im Laufe des vergangenen Sommers hatte natürlich auch verschärfte Maßnahmen der Gefängnisbehörden uns Häftlingen gegenüber zur Folge. Schläge wurden immer häufiger, der Führer und auch wir als Angehörige des deutschen Volkes wurden nur noch mit Ausdrücken bezeichnet, die hier einfach nicht wiederzugeben sind.

Zeitungen und Bücher wurden uns nicht erlaubt, die Suppe wurde immer wäßriger. Auch in den Gesprächen, die die Zuchthauswärter unter sich führten, konnte man deutlich etwas von dem unheimlichen Haß spüren, den die größenwahnsinnige und verantwortungslose polnische Regierung zusammen mit ehrlosen polnischen Geistlichen dem polnischen Volk einzuimpfen verstand.

An jedem Sonntag hielt der katholische Gefängnisgeistliche, der für die Seelen der 511 Raubmörder zu sorgen hatte, die mit uns zusammen im Block 3 saßen, lange Predigten, in denen er immer wieder darauf hinwies, daß Polen die christliche Verpflichtung und geschichtliche Sendung habe, mit allen Mitteln und der Waffe in der Hand das barbarische Deutschland zu vernichten. Hochwürden waren immer sehr gerührt, wenn die Diebe und Raubmörder, die zum Teil lebenslängliche Strafen zu verbüßen hatten, seinen Ausführungen anhaltendes Händeklatschen spendeten.

Die letzten Tage des Monats August waren kaum noch erträglich. Am 30. nachmittags wurden wir plötzlich in das Gefängnismagazin abgeführt. Dort wurden uns unsere Zivilkleider ausgezogen und uns dafür alte zerlumpte, schmutzige Sträflingskleider eingehändigt. In der darauffolgenden Nacht holte man uns aus dem Schlaf. Wir wurden zusammengekettet und mußten unter starker polizeilicher Bedeckung, die mehrere Bluthunde mit sich führte, zum Bahnhof. Wieder einmal ein Transport. Wir mußten [52] mit Rücksicht auf die drohende Kriegsgefahr weit im polnischen Osten sichergestellt werden.

Zur gleichen Zeit, als wir in den nach Warschau gehenden Zug verladen wurden, schenkte man allen anderen Insassen des Zuchthauses großzügig die Freiheit, so dem ganzen Mordgesindel und den Juden. Da sie gegen die Deutschen genügend aufgehetzt waren, wird auf ihre Kosten so mancher gräßliche Mord an Volksdeutschen zu schreiben sein.

Wir waren einen ganzen Tag unterwegs, sahen in allen Städten und auf allen Bahnhöfen, durch die wir kamen, die umfangreichen Mobilisationsmaßnahmen, die die Polen getroffen hatten und wurden nach all dem Elend, das wir viele Monate hindurch in den engen Zellen über uns ergehen lassen mußten, unendlich froh darüber, daß eine endgültige und klare Entscheidung bevorzustehen schien. Seit jenen Stunden wurde uns das graue Zuchthauskleid, das auf diesem Transport Tausende von feindlichen Blicken auf uns lenkte und uns aber Tausende von gehässigen feindlichen Schimpfworten einbrachte, zu einem Ehrenkleid, das wir mit Stolz trugen. Hier auf diesem Transport sahen wir auch eigentlich zum ersten Male, wie wahllos die Polen alles verhaftet hatten, was ihnen irgendwie verdächtig erschien. Der deutsche Arbeiter saß hier neben dem Rechtsanwalt, der deutsche Kolonist neben dem

deutschen Großgrundbesitzer, der Jüngling neben dem Greis. 11 deutsche Frauen waren ebenfalls unter uns, gekleidet und gefesselt wie wir.

Nach einer endlos scheinenden Fahrt wurden wir in Siedlce ausgeladen und kamen in das dortige berüchtigte Isolationsgefängnis. Das war am Vortage des Kriegsausbruchs. Das Gefängnis in Siedlce war wesentlich kleine als das in Sieradz. So kam es, daß die strengen Vorschriften über unsere Isolierung nicht mehr eingehalten werden konnten. Wir wurden zu viert in Einzelzellen gesteckt. Schon in den ersten Stunden unserer Anwesenheit konnten [53] wir bemerken, daß bereits am Vorabend des Kriegsausbruches der gesamte Gefängnisbetrieb völlig desorganisiert war.

Am 5. September erschienen die ersten deutschen Bomber über Siedlce. Wir begrüßten sie durch unser kleines Zellenfenster, das uns nur einen bescheidenen Blick auf einen kleinen Himmelsausschnitt gewährte. Als die ersten Bomben fielen, verschwand im Nu die Mehrzahl der Gefängnisbeamten auf Nimmerwiedersehen. Die wenigen, die geblieben waren, konnten natürlich in keiner Weise für eine ausreichende Verpflegung der Zuchthausinsassen sorgen. Am 6. September bekamen wir zum letzten Male eine warme Suppe. Dann gab es nur noch täglich ein Stück Brot, dessen Gewicht sich ständig verkleinerte. Als nach mehreren Bombenangriffen unserer Flieger die Wasserzufuhr nicht mehr klappte, bekamen wir die letzten zwei Tage lang kein Trinkwasser mehr in die Zelle. Inzwischen hatten unsere Bomber den Bahnhof und militärisch wichtige Anlagen von Siedlce vernichtet. Die Polen verließen in voller Auflösung die Stadt und nahmen die Feuerwehr mit. Mehrere kleine Brände, die durch Bombeneinwirkungen entstanden waren, dehnten sich auf die gesamte Stadt aus. Nun hielten es auch die letzten Gefängnisbeamten nicht mehr bei uns aus. Sie rückten aus und überantworteten uns einer polnischen Militärabteilung.

In der Nacht vom 10. auf den 11. September wurde plötzlich in sehr überstürzter Form unser Weitertransport veranlaßt. Mitten in der Nacht wurden wir geweckt und in großer Eile auf den Gefängnishof getrieben, über dem noch immer der helle Feuerschein brennender Häuser stand. Wir wurden zu einem langen Zuge formiert, zu dessen Seiten links und rechts polnische Soldaten mit entsichertem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett Aufstellung nahmen. Dann wurden uns mehrere schwere Säcke übergeben, die wir tragen sollten. Sie enthielten unsere Untersuchungs- [54] akten und den Proviant für unsere Begleitmannschaft. An unsere Verpflegung hatte man natürlich nicht gedacht.

Auch mehrere Schwerkranke, die unter uns waren, wurden mitgeschleift. Ich werde es nie vergessen, wie ein paar Meter hinter mir ein schwerkranker Volksdeutscher von vier Kameraden, lediglich mit einem dünnen kurzen Gefängnishemd angetan, mitgeschleppt wurde. Er konnte vor Schwäche nicht mehr gehen und mußte daher an Armen und Beinen getragen werden. Er war das erste Opfer der Blutgier unserer Begleitmannschaft, denn man hatte uns vorher bekanntgegeben, daß niemand von uns lebend zurückgelassen werden dürfe. Als wir etwa 10 Kilometer marschiert waren, und die dünne Mondsichel vor dem heraufkommenden Tage mehr und mehr verblaßte, fielen draußen auf der Landstraße zwischen Siedlce und Brest-Litowsk, auf der neben unserem endlosen Zuge der polnische Rückzug im Schutze der Dunkelheit nach Osten hastete, die ersten Schüsse. Sie galten diesem armen, unglücklichen Kameraden. Als es hell geworden war, bogen wir von der Landstraße ab und kamen in einen kleinen Wald, in dem sich unsere Begleitmannschaft vor jeder Verfolgung durch deutsche Flugzeuge sicher fühlte. Hier wurde auf Befehl des polnischen Leutnants, der die Soldaten befehligte, weiter mit uns aufgeräumt. Mehrere Ukrainer, die mit uns zusammen aus politischen Gründen in Siedlce eingesperrt worden waren, mußten hier ihr Leben lassen.

Nachmittags ging der Marsch weiter. Der polnische Leutnant trieb ständig zur Eile an. Er war furchtbar wütend, als fernes Artilleriefeuer zu hören war und nahm sicher die Schadenfreude wahr, mit der wir diese Tatsache quittierten. Wir kamen durch ein Dorf, in dem polnische Panzertruppen lagen. Ferner bemerkten wir dort viele Flüchtlinge aus der Stadt und erfuhren aus Gesprächen der Ortsbewohner mit unserer Begleitmannschaft von dem schnellen Vormarsch unserer siegreichen Wehrmacht. Das [55] gab uns neue Hoffnung. In diesem Dorfe versuchten wir von einem Brunnen Wasser zu holen. Wir wurden mit Bajonettstichen und Kolbenhieben zurückgetrieben. Den polnischen Bauern sagte man, sie sollten uns unter keinen Umständen Wasser geben, denn wir seien deutsche Spione, die sowieso sterben müßten. Gegen Abend wiederum eine mehrstündige Rast in einem kleinen Waldstück. Unsere Begleitmannschaft benutzte sie zu einem ausgiebigen Abendbrot. Wir bekamen nichts. Bei Einbruch der Nacht ging es wieder zurück auf die Landstraße, die wir morgens verlassen hatten. Hunger und Durst und nicht zuletzt der Staub der endlosen Straße setzten uns furchtbar zu. Niemand sprach ein Wort. In schwankenden Reihen, einer den anderen unter dem Arm führend, schoben wir uns in langer Marschkolonne, dauernd von den Soldaten neben uns angetrieben und mit dem Bajonett bedroht, nach Osten.

Die Nacht war furchtbar. Jeder, der vor Erschöpfung das Marschtempo nicht durchhalten konnte, sackte von Reihe zu Reihe nach hinten ab und wurde, wenn er am Ende des Zuges früher oder später zusammenbrach, abgeknallt wie ein räudiger Hund. Trotzdem hinter uns ständig geschossen wurde und auch die neben uns nach Osten fliehenden, aufgelösten polnischen Soldaten immer wieder in unsere Haufen hineinfeuerten, war unserm Leutnant der Zug noch immer zu groß. Er ging mit seinen Leuten, die fortgesetzt brüllten und uns zum Laufschritt zwingen wollten, von Zeit zu Zeit durch unsere Reihen, holte sich jedesmal mehrere von uns heraus und ließ sie mit Fußtritten und Kolbenhieben nach hinten treiben. Dort mußten sie niederknien und bekamen eine Kugel ins Genick und den Fangstoß mit dem Seitengewehr. Viele von ihnen sind sicher nicht gleich gestorben, sondern schwerverwundet liegengeblieben.

So wurde mehrere Tage später von deutschen Soldaten der volksdeutsche Abiturient Nast aus Thorn, der auch als [56] angeblicher Spion in unserem Zuge verschleppt wurde, noch lebend gefunden. Der Genickschuß hatte nicht gut getroffen. Das rechte Ohr war abgerissen. Sein Körper wies neben zwei schweren Lungenschüssen einen Bajonettstich im Rücken, einen Schuß in den Unterleib und tiefe Wunden an Kopf, Armen und Beinen auf. Er hat unter unmenschlichen Qualen noch sechs Tage gelebt und ist bei vollem Bewußtsein in einem deutschen Feldlazarett gestorben.

Von 280 Angehörigen dieses Zuges blieben beinahe 80 an den Straßenrändern und in den Wäldern zwischen Siedlce und Brest-Litowsk. So marschierten wir drei Tage und drei Nächte. Immer näher rückte das Artilleriefeuer der Front, das uns auf unserm ganzen Wege begleitete und ebenso tröstete, wie das eiserne Kreuz, das wir immer wieder über uns sahen, wenn unsere Luftwaffe in unmittelbarer Nahe von uns mit Bomben und Maschinengewehr polnische Truppenverbände zerschlug.

Stinkendes Wasser aus Pfützen und Sumpflöchern, rohe Kartoffeln und wenn es hoch kam, einige Mohrrüben, die wir an den Feldrändern unauffällig ausreißen konnten, das war alles, was unser ausgemergelter Leib in diesen langen Tagen bekam.

Jeder Schritt schmerzte wie höllisches Feuer. Auch die Körper der Leute waren durch Fußtritte und Kolbenstöße überall blutunterlaufen und von krustigen Wunden bedeckt. Viele von ihnen waren so abgemagert, daß ihnen die Knochen ganz spitz in der faltigen Haut standen. Aber nicht Hunger und Durst und nicht die schmerzenden Glieder und die

wundgelaufenen eiternden Füße konnten auch nur ein einziges Mal irgend jemand von uns veranlassen, weich zu werden oder gar um Gnade zu betteln. Stumm und stolz trugen wir alle unser Schicksal, denn wir wußten, daß jeder von uns, und sei es in noch so bescheidenem Rahmen, sein Opfer für die Befreiung unserer Heimat vom polnischen Joch bringen mußte oder schon gebracht hatte. Über allen [57] stand das ungeschriebene Gesetz der Kameradschaft, wie ich sie so aufopferungsvoll nur einmal in meinem Leben, nämlich auf diesem Marsche, erleben konnte.

In Brest-Litowsk, das wir mit letzter Anstrengung erreichen konnten, wurden wir im dortigen Festungsgefängnis untergebracht. Der Raum reicht bei weitem nicht aus, so daß einzelne ZelIen, die für höchstens zwei Insassen eingerichtet waren, acht, zehn oder noch mehr Kameraden von uns beherbergten. Zu essen gab man uns nichts mehr, Wasser bekamen wir einen Becher für jede Zelle täglich. In meiner Zelle lag ein Volksdeutscher aus Oberschlesien, dem sich während des Marsches das Fleisch der Fußsohlen buchstäblich von den Knochen gelöst hatte. Da er barfuß marschieren mußte, war der Staub und der Schmutz der Straße in die Wunden gekommen, und nun lag er stöhnend und ächzend mit eitertriefenden Füßen in der Ecke unserer Zelle. Als wir am ersten Tage unseren Becher Wasser bekamen, hätte sicher jeder von uns nach den tagelangen Entbehrungen wenigstens einige Tropfen davon gerne getrunken. Aber es fand sich nicht einer, der in diesem Augenblick an sich dachte: Der Wasserbecher wanderte sofort zu dem Kränksten von uns, zu diesem oberschlesischen Volksdeutschen. Er konnte seine Wunden waschen, und als er damit fertig war, da glitt ein leises Lächeln über sein schmerzverzerrtes Gesicht, und wir haben daraufhin gern auf den nächsten Tag mit einem neuen Becher Wasser gewartet.

Schon wenige Stunden nach unserer Einlieferung in die Festung begann um unser Gefängnis herum ein wahrer Höllentanz. Die deutsche Artillerie, die vierundzwanzig Stunden hindurch vollkommen geschwiegen hatte, war plötzlich in unmittelbarer Nähe der Festung aufgefahren und belegte das gesamte Festungsgelände mit Trommelfeuer. Drei Tage lang zerschlugen deutsche Granaten ein Festungswerk nach dem anderen. Batterie um Batterie der Polen wurde zum Schweigen gebracht. Munitionslager flogen in [58] die Luft. Draußen, wo sich von uns aus nicht sichtbar polnische Truppen befinden mußten, schlug eine volle Salve nach der anderen ein. Es ist ein großes Wunder, daß bei dieser vernichtenden Beschießung der Festung Brest-Litowsk niemand von uns zu Schaden kam, trotzdem sogar der Gefängnisflügel, in dem wir uns befanden, mehrere Male von Artilleriegeschossen getroffen wurde und 20 Mann der Gefängniswache dabei ums Leben kamen.

Einmal sprang durch den Luftdruck einer einschlagenden Granate sogar die Tür einer Zelle aus den Angeln, so daß die Insassen ausbrechen und auch andere Zellen öffnen konnten. Einige von uns versuchten sofort zu fliehen. Ich selbst lief zunächst zu der großen Regentonne in der Hofecke, um etwas Wasser zu holen. Das Wasser sah ganz grün aus. Es schwammen die verwesten Teile eines großen Huhnes darin, aber ich habe die Augen zugemacht, den Topf gefüllt und bin damit schnell in die Zelle gerast. Inzwischen waren aber die Bewachungsmannschaften, die sich in den Keller geflüchtet hatten, wieder hervorgekommen und fingen an zu schießen. Wir sind daher schnellstens in die Zelle zurückgelaufen, weil wir dort am sichersten waren. Am Sonnabend abend, es war der 16. September, hörten wir plötzlich in allernächster Nähe intensives Maschinengewehrfeuer. Wir sahen eine Leuchtrakete nach der anderen in den dunklen Nachthimmel steigen. Da wußten wir, daß unsere Brüder nicht mehr weit sein konnten. Am Abend dieses 16. Septembers kam dann ein Soldat der Bewachungsmannschaft in unseren Gefängnisflügel, ging von Zelle zu Zelle und teilte uns mit, daß wir am nächsten Morgen erschossen werden sollten. Wir nahmen diese Nachricht sehr ruhig auf, denn wir alle hatten die feste Hoffnung, daß wir bis dahin befreit sein würden. Natürlich wurde auch der Gedanke erörtert, ob jemand ausbrechen und unsere

Truppen benachrichtigen könnte. Die Bewachung war aber inzwischen wieder verstärkt worden. Die ganze Nacht hindurch hörten wir [59] in nächster Nähe des Gefängnisses Gewehr-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer.

Der nächste Morgen war der Sonntag. Es wurde 7 Uhr und unsere Truppen waren noch nicht da. Um 9 Uhr sollten wir erschossen werden. Die Minuten wurden zu Stunden. Das Schießen hatte gänzlich aufgehört. In uns stieg die Spannung bis aufs äußerste. Was war geschehen? Hatten sich die deutschen Truppen zurückschlagen lassen oder hatten die Polen kapituliert? War ein Waffenstillstand eingetreten? Es wurde 8 Uhr und immer höher stieg die Sonne. Nun mußte es doch bald 9 Uhr sein.

Nach diesen ungewissen Stunden hörten wir plötzlich von der Gefängnismauer her Stimmengewirr und lautes Rufen. Wir konnten zuerst nicht unterscheiden, ob das deutsche oder polnische Stimmen waren. Würden wir nun jetzt zur Erschießung geholt werden? Viele von uns haben das geglaubt. Und als plötzlich die Türen des Gefängnisses zu klappern begannen, und wir laute Schritte hörten, da erscholl ein fast unmenschlicher Schrei aus Hunderten von Kehlen durch die langen Gefängnisgänge. Nun kommen sie! Und plötzlich hörten wir durch diesen Schrei deutsche Laute. "Ruhe bewahren, deutsche Soldaten sind da!" Diese Stimme klang uns wie Engelsmusik. In diesem Augenblick hatten wohl alle von uns Tränen in den Augen, und manche sackten zusammen und mußten sich erst einmal auf den Boden setzen. Wir zitterten am ganzen Leibe! Mit lautem Knall wurde nun eine Zellentür nach der anderen gesprengt, alles drängte hinaus auf die Gänge. Wir fielen uns gegenseitig in die Arme und wußten nicht, was wir sagen sollten. Wir konnten kaum verständlich sprechen, denn durch den Wassermangel waren die Kehlen zugeschwollen, unsere Lippen völlig ausgetrocknet und krustig geworden. Wir konnten es noch nicht glauben, daß wir nun frei waren und als freie Menschen mitten in der warmen Septembersonne stehen durften. Auf dem Hof stand ein deutscher Leutnant [60] mit mehreren Soldaten. Er hatte die polnische Wache entwaffnet und gefangengenommen. Auch in den Gesichtern der Soldaten sah man ein glückliches Leuchten. Wir hatten Durst und stürzten uns sofort auf die Regentonne. Dann zogen wir, geführt von dem Leutnant, in die Stadt. Wir waren krank und schwach und müssen einen grauenvollen Anblick geboten haben. Wir waren kahl geschoren, unrasiert, von oben bis unten mit Wunden bedeckt, unglaublich schmutzig und völlig ausgemergelt, grau im Gesicht, die meisten von uns darm- und magenkrank und so schwach, daß sie kaum gehen konnten. Wir waren nur mit wenigen Lumpen bekleidet und hatten keine Schuhe. Aber wir waren so glücklich wie noch nie im Leben, hatten das unendlich beglückende Gefühl im Herzen, frei zu sein und wieder in die Heimat zurückkehren zu dürfen.

Noch zwei Tage blieben wir in Brest-Litowsk, um uns zu erholen. Die Soldaten sorgten rührend für uns. Sie brachten uns zu essen, wir wurden verbunden, die Musikkapelle eines Regiments brachte ein Ständchen, und obwohl jeder Soldat genug mit sich selbst zu tun hatte, dachten sie alle noch an uns.

Eine Episode möchte ich noch hier erwähnen, aus der Stunde, da wir auf dem Gefängnishof standen. Während die Soldaten der polnischen Wache ihre Gewehre an der Gefängnismauer zerschlugen, traten wir zusammen und sangen für alle, die diese Stunde nicht mehr erleben durften, das Lied vom guten Kameraden. Dann ging es hinaus in die Freiheit!

Neun Tage Mißhandlung, Qual und Tod

Gotthold Starke

Von Xenophons Anabasis an gerechnet kennt die Geschichte viele Gewaltmärsche, in denen die Menschen ihre letzte Energie zur Erreichung des Zieles hergegeben haben. Und doch steht dieser Marsch von Bromberg bis über Lowicz hinaus, von dem ich hier als Teilnehmer berichten will, in der Geschichte fast beispiellos da, so grausam waren seine Begleiterscheinungen, so niederträchtig seine Beweggründe, so verhängnisvoll seine Folgen. Der Marsch ging über rund 240 Kilometer. Er begann am 2. September in Bromberg abends und endete am 9. September nachmittags in Lowicz. An ihm nahmen Frauen und Männer, Greise von mehr als achtzig Jahren, und Säuglinge von wenigen Wochen teil. Die Zahl der mitmarschierenden Deutschen wird auf 4.000 geschätzt; von Tag zu Tag war die lange Heersäule größer geworden. Die im Stadt- und Landkreis Bromberg verhafteten Deutschen waren das erste Glied in der langen Kette der Gefangenen, die aus dem ganzen Korridorgebiet durch das nördliche Kongreßpolen bis vor die Tore der Hauptstadt Warschau getrieben wurden. Noch hallen in unseren Ohren die Schüsse wider, mit denen die Kameraden niedergestreckt wurden, die den Weg durch Durst und Hitze nicht mehr fortsetzen konnten. Und auch das wissen wir: daß ein beträchtlicher Teil von denjenigen Volksgenossen, die wie durch ein Wunder gerettet wurden, so schwere Störungen an ihrer Gesundheit mit nach Hause bringen, daß ihr Leben auch in der Zukunft noch unter dem nachhaltigen Einfluß jenes Höllenmarsches nach Lowicz stehen dürfte.

Niemandem ist es gegeben, eine allgemein gültige Darstellung jener Schreckenswanderung in der ersten Septemberwoche zu liefern. Die Erlebnisse der verschiedenen Trupps, die wie Bäche in einen großen Strom zuletzt bei [62] der Zuckerfabrik Chodzen ineinandermündeten, sind durchaus verschieden, wenn auch das Leiden die ganze Gemeinschaft betraf, und in engster, teilweise vorbildlicher Kameradschaft überstanden wurde. Ich will hier nur in Kürze - ohne ein Wort der Übertreibung - das festhalten, was ich persönlich erlebt habe.

Am Freitag, dem 1. September. Wir hatten vormittags noch die 200. Ausgabe der *Deutschen Rundschau* herausbringen können. Wenige Stunden später wurde der Betrieb militärisch geschlossen. Über das polnische Radio kommen geheimnisvolle Anweisungen, nach denen diese oder jene Anordnung jetzt durchzuführen wäre. Den ganzen Nachmittag über finden Massenverhaftungen unter den Deutschen statt, am Abend trifft es mich selbst. Ich hatte gerade meine Haustür gegen andringenden polnischen Mob sichern können, da erschien ein polnischer Polizist, begleitet von einem Hilfswachtmeister aus dem Reservistenstande, die gebieterisch an die Tür klopften und mich sofort für verhaftet erklärten, vorher aber noch eine Haussuchung vornahmen, die ergebnislos verlief. Die deutschen Briefe, die dabei besonderes Interesse weckten, hatte ich selbst ins Polnische zu übersetzen, da der junge Scherge, der übrigens später unter unseren Begleitmannschaften mit seiner Maschinengewehrpistole in erster Linie das Amt des Henkers übernommen hatte, die deutsche Sprache nicht verstand. Der Hilfspolizist holte aus meinem bereits gepackten Rucksack die praktischsten Reiseutensilien wieder heraus, dann wurde ich in die Mitte genommen und im Auto nach dem früheren Reichswaisenhaus gebracht, dessen Räume zu polnischer Zeit für Ausstellungen, unter anderem der Werke des polnischen Malers Wyczólkowski benutzt wurden. Dort wurde man zunächst im Sekretariat registriert und aller Ausweispapiere, sowie des Geldes beraubt, das bei manchen Arrestanten, die mit einer längeren Selbstversorgung gerechnet hatten, eine größere Summe ausmachte. Viele tau- [63] send Zloty wurden uns abgenommen, die wir niemals wiedersehen werden. Dann brachte man mich in einen großen Saal, in dem ich gleich von vielen Bekannten begrüßt wurde. Neben Dr. Staemmler und Direktor Jendrike fand ich ein Lager auf dem harten Boden. Wir konnten frei umhergehen in dem großen Raum und den vielen bekannten und neu erkannten Leidensgefährten die Hände schütteln, die in immer größerer Zahl eingeliefert wurden. Die meisten waren völlig unversorgt! Der Haftbefehl hatte sie in der Werkstatt, im Büro getroffen; kaum hatten sie sich von Frau und Kind verabschieden können. Am Saaleingang standen die polnischen Posten: bunt

durcheinandergewürfelt blaue Polizeiwachtmeister, braune Hilfspolizisten, Strzelce, Peowiaken und schließlich ein unheimlich dreinschauender Haller-Soldat, der später bestimmte, wer von uns an den anderen Kameraden zu fesseln wäre. In der Nacht hörten wir laute Schreie aus dem gegenüberliegenden Frauensaal. In der Nacht wurde auch der Bauer Mielke aus Crone-Abbau mit seiner Frau und dem jüngsten der fünf Kinder, einem Säugling, eingeliefert, aber der Säugling war schon tot. Die Leute wohnten in der Feuerlinie bei der polnischen Hauptstellung von Crone an der Brahe. Vier Kinder ließen sie zurück. Der älteste Sohn, ein vierzehnjähriger Junge, fuhr die Eltern mit dem Polizisten nach Bromberg. Noch in der gleichen Nacht mußte er in die Feuerlinie zurückfahren, um bei seinen drei jüngeren Geschwistern zu bleiben. Der Vater ist in der Nähe von Ciechocinek auf dem Marsch verschwunden, nachdem er vorher im Gesicht verwundet worden war. Ein Einzelschicksal unter vielen anderen...

Am 2. September wurden noch weitere Verhaftete zu uns gebracht, darunter der Vorsitzende der Deutschen Vereinigung, Dr. Hans Kohnert, gleichfalls mit rotem Zettel. Als wir vom Fenster aus Einschläge deutscher Fliegerbomben beobachteten und ebenso Zeuge waren, wie deutsche [64] Bauern so stark geschlagen wurden, daß ein Kolben zersplitterte (Zeugin Frl. Müller von der Deutschen Paßstelle, zur Zeit noch in Lodz), unternahm man die ersten Einschüchterungsmaßnahmen. Unsere Wächter, die sich aus Polizisten, Hilfspolizisten und Mitgliedern halbmilitärischer Verbände zusammensetzten, zwangen uns mit aufgepflanztem Bajonett zum Niederlegen auf den Boden und drohten jedem mit Erschießen, der sich erheben wollte. Am 2. September, nachmittags gegen 5 Uhr, wurden wir in zwei Reihen aufgestellt und auf den Hof geführt. Vorher wurden durch den erwähnten Haller-Soldaten einige Paare herausgesucht, deren Hände aneinandergefesselt wurden. Dann bildeten wir auf dem Hof ein großes Karree, man lud in unserer Gegenwart Karabiner und Maschinenpistolen und setzte uns in Marsch durch die uns laut beschimpfende polnische Bevölkerung Brombergs. Vor dem Polizeigefängnis, in dem wir Rast machen konnten, drohte man uns zu lynchen. Als es ganz dunkel geworden war, marschierten wir zunächst über Langenau und Schulitz nach Thorn, ein Gewaltmarsch von rund 58 Kilometern, ganz unerträglich für die Greise und Kinder, die bei uns waren. Die Strapazen wurden verschärft durch den Mangel an Nahrung und durch den immer wiederkehrenden Befehl, in den Straßengraben zu gehen, wenn deutsche Flieger angriffen. Schon bei Langenau blieb als Sterbende das einundachtzigjährige Frl. Martha Schnee liegen, eine Verwandte des bekannten Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, die ihr Leben dem Dienst der Armen gewidmet hatte, zuletzt als Leiterin der Deutschen Volkswohlfahrt. In Thorn wurden wir nachts in einem schmutzigen Saal eines Vorortes untergebracht. Die ersten Geisteserkrankungen machten sich bemerkbar. Frauen und Männer schrien durcheinander, dazwischen gab es antideutsche Kundgebungen von polnischen Sträflingen, die man uns zugeteilt hatte.

Am 4. September marschierten wir von Thorn bis zu [65] dem polnischen Solbad Ciechocinek. Unsere Wachtmannschaften waren stark damit beschäftigt, polnische Deserteure anzugreifen. Nach den Kampfhandlungen zu schließen, glaubten wir alle, daß uns deutsche Truppen noch befreien könnten. Kurz vor dem Badeort schnitt sich einer unserer Kameraden, der junge Gerhard Schreiber aus Bromberg, die Halsschlagader durch. Der mit uns marschierende Chirurg Dr. Staemmler aus Bromberg schloß die Wunde. Der Verletzte wurde nach Ciechocinek gebracht, ist dort aber vermutlich verstorben. Dr. Staemmler sagte mir persönlich, bei einer normalen Behandlung hätte er gerettet worden müssen. Während der junge Kamerad, der mit seinen Nerven zusammengebrochen war, in seinem Blute lag, wurde er von dem den Zug anführenden letzten polnischen Polizeikommandanten von Bromberg mit Füßen getreten. Uns anderen aber wurden sämtliche Taschenmesser und Rasierklingen abgenommen. In Ciechocinek wurden wir in einem Jugendlager untergebracht, nach Geschlechtern getrennt. An eine Nachtruhe war wieder nicht zu denken, da es neue

Ausbrüche von Geisteskrankheiten gab und die hysterischen Schreie nicht aufhörten. Zu essen gab es nichts. Am 5. September marschierten wir in großer Hitze von Ciechocinek bis Wloclawek. Die Fußkrankheiten griffen immer weiter um sich, der Hunger wurde größer, der Durst war unerträglich. Vorräte, die einige mitgenommen hatten, waren verteilt. Man hatte uns das Geld abgenommen, trotzdem konnten in Nieszawa die Gefangenen noch eine Sammlung veranstalten, so daß gemeinsam Brot gekauft wurde. Der Kommandant gab Dr. Staemmler den Auftrag zum Ankauf und zur Verteilung. Leider hat er später eine ähnliche milde Regung nicht verspürt. In Nieszawa lagerten wir mittags bei sengender Glut auf einem sandigen Müllabladeplatz. Hier kam ein großer Trupp Gefangener aus Pommerellen hinzu, der uns angeschlossen wurde. Auch Frauen und Greise waren dabei, lauter gehetzte, schon bis aufs [66] letzte ausgemergelte Gestalten. Wir zogen dann hart am Weichselufer entlang in das stark zerschossene Wloclawek, wo wir in einer Turnhalle eingepfercht und eingeschlossen wurden. Die ganze Nacht über gab es kein Wasser, trotzdem wir nahe am Verdursten waren. Als ich im Dunkeln nach einem Ausgang suchte, um an einen Brunnen zu kommen, traf ich einen deutschen Landwirt Vormeyer, den man mit seinem vierzehnjährigen Sohn verhaftet hatte. Später nahm man ihm den blonden Jungen wieder ab, über dessen Schicksal man nichts weiß. Am anderen Morgen wurden wir weitergetrieben. Ein Teil der alten Leute, die nicht mehr weiter konnten, und auch einige Frauen wurden auf Wagen geladen. Als die beiden über siebzigjährigen Bromberger, Superintendent Aßmann und Dr. von Behrens, das gleiche Verlangen stellten, wurden sie als "besonders gefährliche politische Banditen" zurückgewiesen. Junge Kameraden nahmen sie wieder auf ihre Arme und schleppten sie auch diesen Tag weiter.

Der Weg ging an diesem 6. September von Wloclawek zur Zuckerfabrik Chodzen bei Chodecz, wo wir mit mehreren anderen Kolonnen aus Pommerellen vereinigt wurden und die Gesamtzahl von Verschleppten wohl die Zahl von 4.000 erreichte, davon aus Bromberg etwa 600 bis 800 Personen. Unter diesen 4.000 Teilnehmern befanden sich rund 1.000 polnische Sozialdemokraten, Kommunisten, Sträflinge und andere "Bassermannsche Gestalten". Andere deutsche Trupps hatten in der Zuckerfabrik Chodzen, die einem Militärkommandanten unterstand, üble Erfahrungen gemacht. Sie waren mit Gummiknüppeln geschlagen, an die Wand gestellt, geängstigt und auf andere Weise malträtiert worden. Auch hat es verschiedene Erschießungen gegeben. Wir wurden für die Nacht auf einen engen Platz zwischen zwei Mauern gejagt, auf dem der einzelne kaum Raum zum Sitzen hatte, und dann saß er noch auf Koks und flüssigem Teer. Dazwischen gingen polnische Zivilisten mit Arm- [67] binden, deren Befehlen wir zu gehorchen hatten. Wer sich dem Stacheldraht näherte, sollte erschossen worden. Auf dem Dach der Zuckerfabrik standen Maschinengewehre. Trotzdem man uns am Abend Baracken mit Stroh versprochen hatte - offensichtlich war diese Zuckerfabrik als Sammellager gedacht -, wurden wir am anderen Morgen über Chodecz, einem Städtchen, in dem wir uns auf dem Markt verpflegen konnten, nach Kutno getrieben. Auf dem Wege wurden wir unaufhörlich als Mörder, Banditen und "Hurensöhne" beschimpft, besonders von den Frauen und den - Offizieren. Unseren Weg begleiteten Flüchtlingskolonnen, militärische und zivile, die immer wieder Gelegenheit nahmen, über uns herzufallen. Wer nicht weiterkam, wurde manchmal auf den Wagen gebracht, in der Regel aber am Schluß des Zuges erschossen. Wir marschierten am Morgen des 7. September die ganze Nacht hindurch mit wenigen Ruhepausen im Straßengraben oder im Mist der Landstraße bis zum Morgen des 8. September um 9 Uhr, wo wir auf einem Gut Starawies etwa 3 Kilometer hinter Kutno vier Stunden haltmachten. Hier brachen mehrere Kameraden infolge der Erschöpfung tot zusammen. Nur ein Teil der Kolonne erhielt Brot, alle aber Wasser zum Trinken, was für uns die höchste Seligkeit bedeutete. Hatten wir uns doch schon bei der ersten Dämmerung auf das Gras des Straßenrandes geworfen, um Lippen und Zunge an dem Tau zu erfrischen. Auch konnten wir uns hier und da vom Felde eine Futterrübe besorgen, um das furchtbare Hungergefühl einzudämmen.

Von Starawies marschierten wir mittags weiter, wieder eine Nacht hindurch, taumelnd, schlafend, durch unsere Geisteskranken ständig beunruhigt, durch die Schüsse in unserem Zuge erschüttert. Einer meiner Kameraden hat allein 44 erschossene Deutsche in dieser Nacht gezählt. Wer nicht in Reih und Glied marschierte, wurde von der Begleitmannschaft, die besser ernährt war als wir und die [68] teilweise auf Rädern fahren konnte, teilweise auch schon abgelöst war, mit Keulenschlägen und Bajonettstichen wieder ins Glied zurückgetrieben. Selbst unser Arzt Dr. Staemmler wurde davon nicht verschont, wenn er in der endlosen Kolonne vorging oder zurückblieb, um einem Unglücklichen mit irgendeinem Stärkungsmedikament zu helfen. Sein Instrumentarium hat er nicht mitnehmen dürfen. In dieser Nacht begann er selbst zu phantasieren. Dr. Kohnert und zwei neben ihm marschierende Kameraden wurden von vorbeiziehenden Soldaten geschlagen. Immer wieder mußten wir aufrücken, weil die Reihen sich lichteten. Ein siebzigjähriger Bauer Körner, der es vor Durst nicht aushalten konnte, sprang von einer 7 Meter hohen Brücke in die Bzura, wo er beschossen, aber nicht verletzt wurde. Er trank dort aus seinem Hut Wasser und konnte sich dann wieder dem Schluß des Zuges einordnen. Am 9. September um 9 Uhr trafen wir nach dem letzten großen Nachtmarsch in Lowicz ein, und zwar an einem Punkt zwischen Pulvermagazin und Kasernen, bei heftigster deutscher Artilleriebeschießung. Die polnischen Wachtmannschaften verließen uns bis auf ganz wenige, der Kommandant war nicht mehr zu sehen. Wir verzogen uns aus der gefährlichen Gegend in ein oberhalb der Stadt gelegenes Wäldchen, unterwegs konnten wir an mehreren Brunnen den Durst stillen und uns waschen. Von dem Zuge der rund 4.000 sind in Lowicz, das zu gleicher Zeit von deutschen Truppen besetzt wurde, rund 2.000 gerettet worden. Abgängig sind zunächst die etwa 1.000 Polen, die bei uns waren, aber die restlichen 1.000 Deutschen sind keineswegs nur ein statistischer Fehler, sondern ich glaube, daß sie sich in dieser letzten schier unerträglichen Nacht, in der wir uns kaum weiterschleppen konnten, in die Wälder, Wiesen und Dörfer verlaufen haben. Ein Teil von ihnen aber muß als dauernder Verlust abgeschrieben werden. Andere trafen noch immer in Lowicz truppweise ein. Von den letzten 2.000, die zusammengeblie- [69] ben waren, sind rund 1.200 bei den Kasernen auseinandergegangen und in einzelnen Kolonnen, zum Teil unter Gefangennahme der Begleitmannschaft, von denen zuletzt 30 inhaftiert waren, den deutschen Truppen entgegengegangen.

Der letzte Rest von 800, bei dem sich unter anderem Dr. Kohnert, Dr. Staemmler, Freiherr Gero von Gersdorff, der Landbundvorsitzende Modrow und auch ich selbst befanden, wurde in das vorher erwähnte Wäldchen geführt, wo uns Strzelce erwarteten, junge bewaffnete Banditen von siebzehn bis achtzehn Jahren, die uns dann noch 9 Kilometer nordöstlich Lowicz in Richtung Warschau abdrängten, in ein langgestrecktes Dorf, in dem es wieder Wasser gab. Der größte Teil dieser 800 waren Deutsche aus Kongreßpolen, die nur schwer zusammenzuhalten waren, besonders als wir wieder einen Berg hinan auf eine sogenannte Gromadawiese getrieben wurden, die von allen Seiten gut beschossen worden konnte. Pastor Krusche als Führer dieser kongreßpolnischen Deutschen und wir Bromberger beratschlagten, was nun zu tun sei. Dr. Kohnert und Dr. Staemmler wurden beauftragt, mit dem letzten uns noch begleitenden Bromberger Polizisten zu verhandeln. Bei dieser Annäherung wurde unser geliebter Dr. Staemmler von dem polnischen Wachtmeister, der dann flüchtig wurde, durch einen Schuß in die Stirn ermordet. Er war auf der Stelle tot. Wir nahmen jetzt an, daß man nun auch auf die übrigen wehrlosen 800 Arrestanten von allen Seiten schießen würde. Überall wurden regulär und irregulär bewaffnete Polen sichtbar. Da erschien am Fuße des Berges plötzlich ein Tank. Allgemein herrschte die Annahme, daß er unseren Fluchtweg nach Lowicz abriegeln sollte. Mit einem weißen Taschentuch an einem Stock gingen ihm mehrere unserer Kameraden entgegen. Wir hofften, durch die Unterwerfung unter polnisches Militär gegen die Heimtücke der Polizei und der Strzelce gesichert zu sein. Die 800 strömten den beiden Parlamentären nach. Auf halbem Wege entdeckten [70] wir, daß es sich um einen deutschen

Tank handelte, der uns befreite. Ein junger deutscher Offizier fuhr durch unsere Mitte auf diesem Panzerwagen, der den Namen "Ziethen" trug, bis in das obere Dorf den ganzen Gromadahügel hinauf. Dort fielen die polnischen Bauern auf die Knie und küßten dem Offizier Hand und Uniform. Uns aber gab er die Marschrichtung nach Lowicz zurück. Wir nahmen die Leiche von Dr. Staemmler und zogen unter Seitensicherung quer durch Kartoffel- und Stoppelfelder in die von deutschen Truppen eroberte Stadt.

Der Marsch nach Lowicz, der mit Umwegen etwa 240 Kilometer lang gewesen war, hatte ein Ende. Die Verfassung der Teilnehmer war zum größten Teil erschütternd elend. Als ich auf der Kommandantur, wo der blau geschlagene Arzt Dr. Studzinski aus Waldau, Kreis Schwetz, bis zum Umfallen die zum großen Teil schon eiternden Fußwunden verband, die Schwerkranken besuchte, entdeckte ich auf einem Strohlager unter anderem den achtundsechzigjährigen Senator Dr. Busse, Tupadly. Er rief mich an und umarmte mich weinend. Durch Steinwürfe und Kolbenschläge war sein Kopf eine blauschwarze unförmige Masse geworden, aus der nur die bluttriefenden roten Lippen hervortraten. Dr. Busse ist einer der ersten europäischen Viehzüchter. Er war auch bei den Polen besonders geachtet und auf allen internationalen Viehbewertungen als Preisrichter bekannt. Neben ihm lag im Zustand völliger Erschöpfung der zweiundachtzigjährige Gärtnereibesitzer Bohrmann aus Schönsee. Im Hof der Kommandantur aber häuften sich die Leichen derjenigen Kameraden, die jetzt noch an Erschöpfung gestorben waren, sowie der anderen, die von der Hauptkolonne vor Lowicz abgesprengt und von der zurückflutenden Soldateska ermordet worden waren. Allein in der Nähe des Gromadahügels hatte man 26 gezählt. Die meisten von ihnen waren mit dem Gewehrkolben erschlagen.

[71] Bewegt dankten wir unseren Befreiern an der Bzura, wo wir unser erstes Bad nahmen, sangen die deutschen Hymnen und brachten ein Siegheil auf den Führer und die deutsche Armee aus. In der Nacht wurden wir im Gefängnis verpflegt, und zwar durch Landsleute aus Pommerellen, die wochenlang unter Spionageverdacht bis in das Lowiczer Gefängnis verschleppt und jetzt gleichfalls von den deutschen Truppen befreit worden waren. Mit Rücksicht auf die Kampfhandlungen wurden die geretteten 2.000 Deutschen einen Tag später, am Sonntag, dem 10. September nachmittags auf 800 requirierten Fahrrädern und auf Panjewagen über Glowno, wo es noch eine nächtliche Rast im Freien gab, nach Lodz gebracht. Dort warten sie auf den Abtransport in die Heimat.

Deutsche Frau zwischen polnischen Schergen

Ellen Conrad

Am 30. August gingen wir gegen 10 Uhr schlafen und fanden lange keine Ruhe, trotz großer körperlicher Müdigkeit. Gegen ½2 Uhr nahm ich ein Schlafmittel, und wir sind dann beide gegen 2 Uhr eingeschlafen. Punkt 4 Uhr fuhren wir gleichzeitig in die Höhe, erkannten im Dämmerlicht des Morgens am Bett meines Mannes denselben Offizier vom Vormittag des vergangenen Tages, der den entsicherten Revolver an die Schläfe meines Mannes hielt mit den Worten: "Dalli, deutsches Schwein, ins Gefängnis!", selbstverständlich polnisch gesprochen. An meinem Bett stand ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonett, das auf meinen Kopf gerichtet war. Die Schlafzimmertür war mit Hilfe von Gewehrkolben und Soldatenstiefeln geöffnet worden. Es wurde mir gestattet, aufzustehen und meinem Mann [72] einige Kleinigkeiten in ein Köfferchen zu werfen; selbstredend drehte sich der polnische Leutnant nicht um, sondern sah höchst interessiert zu, wie ich mit den Morgenrock überwarf; es war mir auch gleichgültig. Binnen zwölf Minuten hatte mein Mann fertig zu sein, wurde noch zweimal leibesvisitiert, trotzdem Stiefel, Strümpfe und alle Kleidungsstücke persönlich

vom Herrn Leutnant kontrolliert worden waren, durfte noch etwas Geld mitnehmen und Punkt 4.15 Uhr fuhr der Wagen vom Hofe. Ein letzter Kuß, ein fester Händedruck und die Worte: "Kopf hoch! Ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann, Alte", dann war es vorbei. Ich mußte zusehen, wie man meinen Mann wie einen Schwerverbrecher abführte, ebenso den landwirtschaftlichen Beamten; beide fuhren mit unserem zu diesem Zweck von den Polen wieder zur Verfügung gestellten Kutschwagen, begleitet von drei Berittenen, die blankgezogen hatten, zur rechten Seite von dem Leutnant, mit der wiederum entsicherten Dienstwaffe am Kopfe meines Mannes. Und dann nahm das Schicksal weiter seinen Lauf. Sämtliche deutschen Arbeiter, bis auf drei, wurden nach und nach verhaftet, angeblich alle beteiligt am Zerschneiden das Telefonkabels, welchen Befehl mein Mann erteilt haben sollte. Am Nachmittag desselben Tages stürmte plötzlich eine bewaffnete Horde von zehn Soldaten in Uniform, unter Anführung eines Unteroffiziers, in mein Zimmer, verlangte mit vorgehaltenem Revolver Radio, Fahrräder, Uhren, Schmucksachen, Mandolinen, Gitarren, kurz die gesamte Wohnungseinrichtung; der polnische Feldwebelleutnant vom Stabe sah zu. Ich durfte den Amtsvorsteher, in diesem Falle eine polnische Nachbarin, die seit fünfzig Jahren uns benachbart ist, anrufen und erhielt auf meine Anfrage, ob obige Forderung, ohne Bescheinigung, zurecht bestünde, die kategorische Abfuhr: "Selbstverständlich haben Sie zu geben, was die Armee verlangt. Dafür sind Sie Deutsche, und wenn Sie nicht wollen, werden wir [73] Sie zwingen." Ich konnte mich doch nicht beherrschen zu sagen, es sei mir bisher unbekannt gewesen, daß die polnische Armee mit Mandolinen Krieg führe. Also: Es wurde geplündert, sämtliche Schränke aufgerissen, eingetreten, meine Wäsche auf die Erde geworfen, ein Korb frisch gewaschener Wäsche umgestoßen usw.; ich mußte wehrlos zusehen. Meine Schmuckkästchen wanderten auf den Beutewagen.

Am Donnerstag, dem 31. August war es mir gelungen, mit Hilfe eines polnischen Fleischers aus Jablonowo bis auf die Polizeistation Jablonowo vorzudringen, wohin man meinen Mann verschleppt hatte. Der Kommandant des Bahnhofs sprach fließend und leise sogar deutsch mit mir, verbot mir natürlich das Hinlaufen, wollte es aber nicht sehen. Einige wenige Lebensmittel, einen warmen Pullover, eine warme Decke, hatte ich zusammengesucht und stand dann zitternd vor dem Wachtmeister, vergeblich um ein paar Worte zu meinem Mann bettelnd. Ich wurde hinausgewiesen, konnte aber dann von draußen sehen, wie mein Mann mir zuwinkte, und lächelnd mir Trost zunickte. Das war das Letzte, was ich lebend von ihm sah. Tapfer und zuversichtlich, Vorbild für mich, für die Umwelt wie stets. Freitag früh, den 1. September, stand ich um 4.30 Uhr früh mit dem letzten deutschen Arbeiter auf dem Hof und besprach die noch mögliche Arbeit mit ihm. 4.45 Uhr hörten wir die ersten Schüsse - Artillerie - es ging wirklich los. Umgeben von fast nun schon 200 polnischen Soldaten, außerdem etwa 100 Pferden, sprachen wir vom Ställeausmisten und flüsterten von einer Befreiungsmöglichkeit. Um 6 Uhr mußte ich den Förster entlassen und dazu sogar die Hilfe des polnischen Postens in Anspruch nehmen; er hatte in der Nacht gemeinsam mit dem polnischen Feldwebelleutnant meine Köchin in ihrem Zimmer überfallen. Um 7.30 Uhr verhaftete man mir die letzte Stütze, den deutschen Arbeiter, mit dem ich früh die Arbeit besprochen [74] hatte. Die Leute wurden immer unruhiger, Gerüchte von einer Beschießung Jablonowos, von der dort brennenden Mühle, erhitzten die Gemüter. Ich bat um die Erlaubnis, nach Jablonowo zum Arzt fahren zu dürfen, um meiner fast neunzigjährigen Schwiegermutter ein Beruhigungsmittel verabfolgen zu können.

Man gab mir eine Bescheinigung nach Jablonowo; ich fuhr ab mit dem letzten kranken Pferd, kam aber nicht einmal bis auf den halben Weg. Da jagte ein Radfahrer hinter mir her: "z powrotem! oder ich schieße!" Also zurück! Zunächst wurde ich unter vorgehaltenem Revolver gezwungen das Bismarckbild von der Wand zu nehmen, das mußte ich allein schaffen, trotzdem das Bild sehr schwer war. Wenn schon, ich hatte Schlimmeres erfahren, aber es sollte noch viel besser kommen. Um 12 Uhr flehte mich mein Schweizer an, fliehen

zu dürfen, ich sollte Wagen und Pferde geben. Erstens konnte ich das nicht, die Pferde waren ja beschlagnahmt, zweitens wollte ich die Leute nicht ins Elend jagen; ich bat, ich beschwor, ich versprach den Leuten das letzte Stückchen Brot - umsonst. Der Flüchtlingsstrom am Hof vorbei wurde immer stärker, die Beschießung immer lauter, drohender und näher. Auch der Hinweis, "laßt doch das unschuldige Vieh nicht verkommen, ich kann es doch allein nicht füttern", war in den Wind gesprochen. Um 1 Uhr mittags jagten meine sämtlichen Leute, fast 70 an der Zahl, einschließlich Kindern und Greisen, wie ein Rudel Tiere vom Hof, in die Ungewißheit hinein. Selbst die Katzen hatten sie mitgenommen. Nur heraus aus der Feuerzone; die bleiche Angst im Nacken ließ sie sinnlos werden; woher und warum die Polen ihnen die Pferde gegeben hatten, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die deutschen Leute vielleicht berechtigt der Gefahr aus dem Wege gingen, während die Polen niemals gezwungen worden wären, sondern genau so pflichtvergessen handelten, wie jene Leute, die ihr kostbares Leben in Zoppot [75] in Sicherheit brachten und dadurch zum schlechten, unrühmlichen Beispiel wurden.

Natürlich fehlte es auch nun wieder nicht an wohlgemeinten Ratschlägen, mitzukommen usw. Der Leutnant habe befohlen. Ich stellte dann diesen Leutnant, der gebrochen deutsch sprach, mit den Worten: "Freiwillig gehe ich hier nicht fort. Wenn Sie mich dazu zwingen wollen, müssen Sie mich erschießen. Der Soldat hat seinen Posten nicht zu verlassen. Ich bin in diesem Falle genau so Soldat wie mein Mann, wie meine Söhne, wie Sie selbst; also bitte entscheiden Sie. Ich nehme an, daß man mir nichts Böses zufügen wird; freiwillig gehe ich nicht, mein Platz ist hier." Darauf ein Achselzucken; nach einer Pause von etwa zwei Minuten ein erstauntes Mustern dieser verhaßten Augen, die abschätzend über mich glitten, und dann ein "Wszystko jedno", zu deutsch "einerlei".

Und dann war ich allein, ganz allein mit dem polnischen Artilleriestab und mit dem Tod. Der erstere war der schlimmere Begleiter. Von da an bestand mein Dasein im Kochen und Abwaschen für die Herren Offiziere. Selbstredend mußte ich ihnen erst voressen, was ich ihnen brachte, ich hätte sie ja vergiften können. Wie oft und wieviel Bratkartoffeln ich ihnen bringen mußte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls hatte ich um ½12 Uhr nachts noch immer Feuer im Herd. Sieben Tage und sieben Nächte bekam ich die Kleider nicht vom Körper, und wie ich die Hetzerei aushielt, weiß ich auch nicht. Ab und zu wurde ich als Bombenabwehrmittel mitten auf den Hof gestellt, und die tapfere Soldateska verkroch sich in jämmerlich und liederlich ausgeworfenen Schützenlöchern.

Um 12 Uhr nachts erklärte ich, daß ich nicht mehr kochen könnte und mich etwas ausruhen müßte, was mir dann auch zugestanden wurde. An Schlafen war natürlich nicht zu denken und so hörte ich sofort, daß der einzige Schlüssel, der noch unten im Hause vorhanden war, leise [76] gedreht und herausgestoßen, dann mit dem Dietrich nachgeholfen wurde, und eine Minute später stand der Batteriechef neben mir. Ein eisiger Schreck durchfuhr mich - also auch das noch. Ich blieb ruhig und fragte höflich nach seinen Wünschen. Er versuchte von der Erschaffung der Welt zu reden, wurde langsam zudringlich und sprach von Trösten und meiner Einsamkeit. Woher ich den Mut nahm, ihn in Schach zu halten und ihn durch List von seinem Vorhaben abzubringen, das muß wohl in der Todesnot begründet gewesen sein, in der ich schwebte. Ich schlug ihm vor, auf meinem Sofa zu schlafen, da er ja - wie er vorgab - eine Stunde Zeit habe, ich würde wachen und ihn pünktlich wecken. Er sollte mir den letzten Rest des Glaubens an die Ritterlichkeit des polnischen Offiziers nicht auch noch nehmen, während eine deutsche Frau ihm Achtung einzuflößen hätte, solange er lebte. Der Kerl schlief tatsächlich sofort fest ein, und ich saß ihm gegenüber, die Uhr und die Taschenlampe in der Hand, der Dienstrevolver lag auf dem Tisch. Sollte ich - es wäre ein leichtes, aber auch das Ende für mich gewesen. Und dafür bin ich ja letzten Endes nicht hiergeblieben. Also bewachte ich den Schlummer dieses Schurken, der sich polnischer Offizier nannte, umgeben

rechts und links von seinen Schergen, die ihm treu ergeben waren und die er auch in der Hand hatte. Das muß ich ihm lassen. Punkt ½3 Uhr weckte ich den Mann mit den Worten: "Stehen Sie auf, Herr Leutnant! Ihr Dienst ruft, Sie müssen die deutschen Soldaten erschießen!" Wieder wollte der Kerl zudringlich werden, ich wich in die äußerste Zimmerecke zurück und brüllte ihn an: "Haben Sie mich noch nicht genug gequält, hinaus jetzt, Sie Schuft. Sie sollen die deutschen Frauen kennenlernen!" Da endlich riß er sich zusammen, klappte die Hacken zusammen, wollte meine Hand küssen und sagte: "Psiakrew, nur deutsche Frau kann so sein. Ich muß danke sagen." In dieser Stunde habe ich meinen armen Mann [77] gerächt; was ich da in mich hineingefressen habe an grenzenlosem Haß, das löscht ein Menschenleben kaum aus. Ich war ja dieser Bestie ausgeliefert auf Tod und Leben. Vielleicht verdanke ich dieser Stunde mein Leben oder das Wunder, daß das alte Haus verschont blieb. Am Sonnabend, dem 2. September, habe ich dann beinahe 500 Stück Vieh freigelassen; ich konnte die Tiere ja beim besten Willen allein weder füttern noch tränken. Abends kam dann eine Menge Infanterie auf den Hof, die vor Hunger und Durst so verloddert war, daß mir trotz meines Schreckens vor diesen vertierten Menschen der Hoffnungsschimmer heller wurde, der mir aufleuchtete; wenn schon nach zwei Tagen Krieg diese demoralisierten Truppen da sind, dann muß die Freiheit sehr nahe sein. Ich kämpfte wie ein Löwe mit einem Infanteristen auf dem dunklen Hof um meine schon recht schwache Taschenlampe, blaue Flecke am Arm zeugten noch lange Wochen davon. Und wieder wurde es Tag - Sonntag. Gegen Mittag schickte mir mein lieber Junge eine Botin, wie sie durchgekommen ist, weiß ich heute noch nicht. Ausgerechnet bis nach Wimsdorf waren meine Leute geflohen, und so hatte mein jüngster Sohn von unserem Erleben erfahren und schickte nun einen zuverlässigen Boten, der mich zu ihm in vermeintliche Sicherheit holen sollte. Das war ein schwerer Augenblick, eine große Versuchung. Die Sehnsucht nach dem Jungen flammte riesengroß empor. Aber ich durfte doch nicht noch schwach werden so kurz vor dem Ziel. Also schickte ich die Botin zurück mit einigen heimlich geschriebenen Worten und beruhigte meinen Sohn, man würde mir nichts tun, wenn er mir nur gesund und verschont bliebe. Genau 24 Stunden später haben sie ihn auch verhaftet und in die Zitadelle nach Warschau verschleppt. Was dieser arme junge Mensch in den vier Wochen gelitten und geleistet hat, nachdem er, genau wie sein Vater, erst der Gewalt wich, das beweisen die Worte: Er ging als Einundzwanzigjähriger am 4. Sep- [78] tember hinaus und kam als Fünfunddreißigjähriger zurück. Sein gütiger Chef hatte ihm Generalvollmacht über seinen großen Besitz erteilt, als man ihn auf den gleichen Todesweg schleppte, dem mein Mann zum Opfer fiel und auf dem auch Herr Fischer von polnischen Bestien erschossen wurde. Der 3. September neigte sich dem Abend zu. Da wurde ich durch vermehrte Unruhe unter den Soldaten aufmerksam. Nachmittags war ein Geschwader von sechs deutschen Flugzeugen so tief über den Garten geflogen, als ob sie Blumen pflücken wollten. Herzklopfen benahm mir fast den Atem; ich hatte ja das Fliegerkreuz mit bloßem Auge erkannt, man hatte auch nicht mehr riskiert, mir das Märchen von englischen Fliegern aufzutischen. Aber um 18 Uhr sollte ich wegen dieses Geschwaders an die Wand gestellt werden. Man ließ mich rufen, erklärte, daß man erfahren hätte, daß zwei meiner Söhne Angehörige der deutschen Wehrmacht seien und einer davon habe natürlich den deutschen Fliegerangriff bzw. Aufklärungsflug geleitet, so unverschämt tief könne nur ein mit den Verhältnissen genau vertrauter Offizier fliegen. Ich erklärte, daß es meinen Söhnen an dem Mut und dem Schneid eines solchen Fluges bestimmt nicht fehlen würde, daß es aber für sie praktisch unmöglich gewesen sei, heute hier zu kämpfen, sie seien Artilleristen. Mein Fliegersohn ist tatsächlich erst am 1. September freiwillig bei der Luftwaffe eingetreten, er konnte also nicht am 3. September über Adlig-Neumühl geflogen sein. Ich bewies meine Worte an kleinen Bildchen, die ich im Brustbeutel bei mir trug. Trotzdem wurde mir bedeutet, daß nun mein Maß voll sei, der Verhaftungsbefehl sei inzwischen auch eingelaufen für mich. Ich stand auf der Vordertreppe unseres Hauses, umgeben von den Herren Offizieren, nach und nach wurden zehn Revolver entsichert, die ich lächelnd zählte, mit dem Bemerken, daß diese

Zahl ja wohl für mich genügen dürfte. Ruhig, eiskalt sah ich meine Richter an und wartete nun [79] auf den Tod. Es geschah nichts. - Da sagte ich den Leuten, vielleicht treffen Sie von rückwärts besser; und das eine kann ich Ihnen sagen, den unbändigen Stolz auf meinen Mann, auf meine Söhne, auch auf meine tapfere Tochter, die irgendwo eisern ihre Pflicht tut auf deutschem Boden, den könnt ihr mir nicht nehmen, und wenn ihr mich hundertmal erschießt. Mehr als sterben kann ich nicht. Ganz langsam ging ich dann ins Haus und wieder ist nichts geschehen. Aber eine große Stille trat ein. Vielleicht hat es ihnen imponiert, oder waren sie selbst doch noch nicht ganz verroht, oder saß ihnen die Angst vor dem Batteriechef in den Knochen, der natürlich nicht mehr vor meinen Augen aufgetaucht war seit jener Nacht? Kurzum, ich blieb leben und habe dann bis 5 Uhr früh, am 4. September, alles an Nervenspannung durchlebt, was man hier erleben konnte, wenn man nicht verschleppt war. Gegen jene Leiden haben wir alle dann allerdings Kleinigkeiten durchgemacht. Gegen 10 Uhr abends bedeutete mir der Telefonist, ich sollte lieber im Keller verschwinden; es war ein scheinbar gutmütiger Junge. Unter dem Schlafzimmerfenster waren die Kanonen aufgefahren, alle Fahrzeuge vollbespannt, alle Leute immer unruhiger und aufgeregter. Zunächst hörte ich im Nebenzimmer sehr aufgeregtes Räumen, Telefonieren und die polnischen Worte, die übersetzt wie folgt heißen: "Donnerwetter, Herr Leutnant, die Deutschen sind in Rehden, jawohl, ich verstehe, um ½2 Uhr muß alles fort sein, der Apparat auch!" Da wußte ich, daß die Not fast am Ende war, und wartete, was werden würde. Ich war gewärtig, daß man mich nun auch noch erledigen würde. Um 1.10 Uhr nachts lief als letzter zunächst der Telefonist an mir vorbei mit den Worten: do piwnicy (in den Keller). Nun folgte ich diesem Rat. Sechsundzwanzig schwere Artilleriegeschosse schlugen neben, vor und hinter dem Hause ein, nur die tiefen Trichter bewiesen am nächsten Morgen, daß ich nicht geträumt hatte, daß dieses Gewitter von Men- [80] schenhand gelenkt worden war. Zwei Feuerpausen hatte man deutscherseits eingeschaltet und dann lief ich nach oben, um nachzusehen, wo es brannte. Nichts ist passiert, ich muß noch heute an ein Wunder glauben.

In der ersten Feuerpause hörte ich Pferdegetrappel, rannte an ein kleines Flurfenster und hoffte, daß die Deutschen kämen. Eine bittere Enttäuschung bedeuteten die polnischen Worte, die ich flüstern hörte und die vermummten Gestalten, die wie das leibhaftige böse Gewissen überall etwas hinlegten - Minen, die das deutsche Militär dann forträumte. In der zweiten Feuerpause wurde nun endgültig das Radio gestohlen, und dann flog die Brücke an unserer Mühle mit Donnergetöse in die Luft. Unmengen von Dynamit sind da verschwendet worden. Nach ½4 Uhr wurde es totenstill, und ich wartete auf die Erlösung. Um 4.45 Uhr lief ich mit meinem kleinen Hund in den Stall, nachdem ich vorher alle Türen verrammelt hatte, und durch das kleine Flurfenster geklettert war, um die kleinen Fohlen loszukoppeln, die bisher tatsächlich von einigen mitleidigen polnischen Soldaten mitversorgt worden waren. Trotz des Lärms, den die Tiere vollführten, erwachte der polnische Soldat in der Futterkammer nicht, der dort den Schlaf des Gerechten schlief und den ich zu meinem nicht geringen Erschrecken erst entdeckte, als ich aus dem Stall ging. Ich weiß nicht, wie schnell ich das rettende Fenster erreichte, denn es ging diesmal bestimmt um mein Leben.

Das Schießen wurde wieder lebhafter. Ich beschloß, warme und wertvolle Sachen zu packen und in den Keller zu schleppen, und man kann unheimlich schnell packen, wenn einem der Tod im Nacken sitzt. Zwei Stunden brauchte ich, um sieben Koffer zu packen und in Sicherheit zu bringen. Inzwischen vermutete ich in dem Schläfer einen Toten, denn ich konnte mir gar nicht erklären, wie der Mann bei dem Höllenlärm so fest schlafen konnte. Als ich jedoch gegen 8 Uhr leise an den Stall schlich, war meine [81] vermeintliche Leiche verschwunden, und ich blieb nun ganz allein. Feuer anzumachen wagte ich nicht, um Flieger nicht aufmerksam zu machen. Also kochte ich eine warme Suppe auf einer kleinen Kaffeemaschine, denn etwas Spiritus hatte ich noch entdeckt. Dann lief ich aufs Feld, erwischte eine Kuh mit blutigem Horn und blutigem Euter und habe mir unter

Kanonendonner und Artilleriegeschossen einen Liter Milch gemolken; wie gern hätte ich meinem Mann von dieser Leistung erzählt. Der Tag verging unter bangem Warten. Nachmittags hielt ich's nicht mehr aus und lief bis zum nächsten deutschen Bauern, etwa 2 Kilometer, wollte auch sehen, ob die Weizenstaken noch standen. Sie standen unversehrt, und der Bauer war in dem Augenblick von der Flucht zurückgekommen, als ich zu ihm kam. Er berichtete mir, daß schon weitere 2 Kilometer deutsche Vorposten stünden, die ihm berichtet hätten, daß in der kommenden Nacht Neumühl ausgeräuchert werden sollte, weil man nicht glaubte, daß der Artilleriestab schon getürmt sei. Ich beschwor den Alten, nochmals zum Posten zu laufen und ihm mein Alleinsein zu schildern, was er auch getan hat. Ich rannte heimwärts, vertrieb rechtzeitig einen polnischen Flüchtlingswagen mit dem Hinweis, daß ich Feuerzone sei und war nun wieder allein mit dem brüllenden, hungernden Vieh. In der Nacht hatten die Polen unter anderem sechzehn schwere Schweine umgebracht, im Gewicht von je drei Zentnern; die Reste dieses Massenschlachtens lagen überall herum. Wie sah mein schön gepflegter Garten aus: zerwühlt, zerstampft, versengt, von Schützengräben durchzogen, wahllos alles vernichtet, das Haus verdreckt, Unrat auf den Treppen, die Offiziersachselstücke meines Mannes mit Menschenkot beschmiert; im Arbeitszimmer meines Mannes Haufen von Menschenkot, kurz: schaurig alles; Gardinen von den Fenstern gerissen, es ist nicht zu beschreiben. Langsam wurde es dunkel. Um 7 Uhr, meine Erregung konnte ich kaum noch meistern, nahm das Feuer wieder zu.

[82] Vier Tage und drei Nächte mit dem Tod allein. Sollte es noch eine Nacht dauern? Dazu die entsetzliche Sorge um meinen Mann, meine vier Kinder, ich wußte ja von keinem, wo es war. Zitternd stand ich hinter der Gardine und starrte in die Dunkelheit. Dann um 8 Uhr abends ein kurzer scharfer Pistolenknall und Stimmengemurmel. Waren es wieder Polen? Waren es endlich Deutsche? Ich wagte mich nicht bemerkbar zu machen. Die Stimmen kamen näher, und undeutlich unterschied ich Stahlhelme, zwei, fünf, zehn und konnte doch nicht unterscheiden, waren es deutsche oder polnische. Endlich rissen die Nerven, ich schrie durchs Fenster. "Wer ist da? Habt ihr mir noch nicht genug getan? Was wollt ihr nun noch?" Und dann hörte ich die Worte, die mir wie Himmelsmusik vorkamen: "Donnerwetter, ist denn hier kein Schwein zu Hause?" Dann kam der prächtige deutsche Feldwebel und hob mich aus dem Fenster. Ich verlangte seinen Ausweis, erzählte ihm, als er auf den Stahlhelm wies, daß die Polen doch auch Stahlhelme hätten, ich könnte einfach nichts mehr glauben. Und dann zeigte ich ihm meinen Ausweis, ein Hakenkreuzwimpelchen, das ich auf der Brust trug, und dann durfte ich endlich weinen und meine Nerven zusammenklappen lassen. Wir waren deutsch, alles andere versank hinter diesem Wunder. - Am nächsten Morgen lag ein ganzes Regiment deutscher Soldaten auf unserem Hof; tausend Menschen, roh geschätzt. Mit den dazugehörigen Pferden und Gespannen, Motorrädern usw. Ich war nicht mehr allein und lasse nun die Worte folgen, die ich den deutschen Offizieren sagte, als sie am Abend die sicher behüteten drei Flaschen Rheinwein tranken, die den Argusaugen meiner Schergen entgangen waren:

"Herr Major, meine Herren! Gestatten Sie, daß ich heute entgegen allgemeinem Brauch als Frau zuerst dankbar des Mannes gedenke, dem ich, dem wir alle hier in Polen den heutigen Tag verdanken und dem ich vor nun fast drei [83] Jahren in der Reichskanzlei selbst in die Hand gelobte, daß wir hier in Polen seine treuesten Anhänger sind und bleiben werden. Ich für meine Person glaube in diesen drei Tagen und vier Nächten, die vorüber sind, einen Teil dieses Versprechens eingelöst zu haben. Ich begrüße Sie, meine Herren, als die ersten deutschen Offiziere in meinem Hause, im Namen meines Mannes, dessen Fernsein die heiße Freude bitter trübt. Ich hatte einfach die Pflicht, hier zu sein, durchzuhalten und 'trotzdem' zu sagen. Das kann und darf und wird nicht umsonst gewesen sein. Heil Hitler!"

Am 6. September rückte das Regiment wieder ab, und sorgenvolle Tage, noch bösere Nächte folgten nun für mich. Mittags um 12 Uhr des 6. Septembers erreichte mich die Hiobsbotschaft von der Verhaftung und Verschleppung meines lieben Jüngsten. Da wollte ich doch beinahe schwach werden und mich fragen, was wird nun noch alles kommen. Es war noch lange nicht zu Ende. Und doch suchte ich mir Halt, grub mit Hilfe deutscher Mädel die sorgsam in einer Milchkanne vergrabene, 6 Meter lange Hakenkreuzflagge aus und habe sie noch am Abend desselben Tages gehißt und mit meinen deutschen Leuten die Nationalhymnen gesungen. Diese Leute kamen als erste von der Flucht zurück, berichteten mir, daß mein Sohn bestimmt das Opfer eines Verrats unserer eigenen polnischen Leute geworden sei, die ausgerechnet bis Wimsdorf geflohen waren und meinen Sohn verrieten. Niemand ist dort außer ihm verhaftet worden. Eine maßlose Wut überkam mich, als mir auch von den Diebstählen berichtet wurde, die auf dem Gute Wimsdorf vollführt worden waren; nachdem mein Sohn noch für diese Flüchtlinge, auch die polnischen, gesorgt hatte. Die Hauptverbrecher habe ich dem irdischen Richter überantwortet darunter befindet sich jene Frau aus polnischem Adel, die nur Gutes durch meinen Mann erfuhr und die seine Verhaftung weder verhinderte noch versuchte zu entschuldigen, sondern noch begünstigt hat und drei Nächte vorher Kon- [84] trollen ausüben ließ, damit mein Mann auch sicher in die Falle ging. Sie hat den Lohn erhalten, der ihr zukam und mußte genau so von ihrem Hof wie mein armer Mann, leider mit weniger Qualen.

Mein Schicksalsweg ging weiter. Mein ständiger Weggenosse nunmehr Tag und Nacht der geladene Revolver bis zum 8. Oktober 1939. Das qualvolle Warten der nun folgenden vier Wochen war nur zu ertragen einmal durch die unmenschliche Arbeitslast, der ich gegenüberstand, und durch die Geduld und den Sonnenschein, den mein liebes jüngstes Kind immer wieder sich bemüht hat und sich weiter bemüht mir zu bereiten. Meine Ilse kam am 7. September, abends, plötzlich nach Hause, ein Kommandanturbefehl eines treuen Nachbarn hatte sie erreicht und von ihrem Dienst für mich beurlaubt. Wie manchmal habe ich in den bitteren Tagen dem Schicksal dafür gedankt, daß ich in Danzig ihrem flehentlichen Bitten gegenüber die Kraft gehabt habe zu widerstehen und die Heimfahrt zu verbieten. Das neunzehnjährige Mädel hätte ich vor den polnischen Halunken nicht schützen können, das Kind hätten sie mir zerbrochen. Eine Woche verging, noch eine, noch zweieinhalb, weiter, und dann kam das Letzte: Die Nachricht vom Tode meines Mannes. So viele Gerüchte waren vorher zu meinen Ohren gedrungen, eines schauriger als das andere; so mancher kam zurück inzwischen, nur ich mußte immer zusehen, und immer hielt mich die Hoffnung und der Glaube aufrecht, es darf doch nicht umsonst gewesen sein. Und dann mußte ich es glauben, einwandfrei wurde es mir auf einer Dienstfahrt auf dem Felde berichtet, daß mein Mann am 27. September gestorben sei, in kurzen Worten, zu Tode gehetzt. Mir klingt es immer nur im Ohr: Er war ein leuchtendes Vorbild für uns alle, er war unser rechter Flügelmann, er war wieder Soldat geworden, er gab den Schritt an auf dem Leidensweg, und selbstverständlich räumte ihm jeder den Platz des Führers ein, nicht des [85] Mittelsmannes, aber des Kameraden, der für die anderen das Leben gab. Er pfiff uns an mit derbem Soldatenfluch, als der innere Schweinehund nicht mehr mitmachen wollte. "Was kann schon passieren, schlimmstenfalls wird eben gestorben für den Führer. Verstanden!" Er lieh uns seinen kostbaren Humor, als wir verzweifelten, trotzdem er selbst mit fünfundsechzig Jahren kaum noch aufrecht stehen konnte. 370 Kilometer zu Fuß, zwölf Tage, zwölf Nächte. Er ging aufrecht bis zuletzt, trotz eines Herzleidens, das täglich neu zugenommen hatte und doch im Sommer zum Stillstand gekommen war und ihn noch lange hätte leben lassen. Er ging aufrecht bis zum Zuchthaus, und noch in der wüsten Zelle ist er Vorbild und Autorität gewesen, daß schließlich selbst die Zuchthäusler still geworden sind. Entgegen anderen falschen Berichten weiß ich heute aus einwandfreier Quelle, daß er die Befreiung noch erlebt hat und mit den Worten starb: "Es war doch nicht umsonst." Aber einem fremden Pfarrer hatte er das Vaterunser abgelehnt mit den Worten: "Ich brauche Ihr Vaterunser nicht, ich mache das mit Energie, und nun bitte gehen

Sie." Nein, er braucht kein Vaterunser, denn er hat tausend Vaterunser gelebt und ist tausend Vaterunser gestorben. Am 1. Oktober erhielt ich die unumstößliche Todesbotschaft und gleichzeitig wurde mir das Grab meines Mannes im Zuchthaushof bezeichnet. Es stand für mich fest, daß ich diesen Helden aus der verfluchten Erde holen mußte und zwar sofort. Und ich habe das erreicht, ich kann wohl sagen einer Armee zum Trotz, denn der Befehl, daß Leichentransporte unter allen Umständen zu unterbleiben hätten, war aus dem gerade befreiten Warschau am 2. Oktober durch Armeebefehl des Oberbefehlshabers Ost herausgekommen. Trotz aller gut gemeinten Warnungen bettelte ich mich durch, von der Kommandantur Graudenz zum Regimentskommandeur, der Division in Thorn zum Armee-Oberkommando in Lodz und von da auf meine eigene Anregung zum Generaloberst [86] Blaskowitz persönlich. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Ich traf neben dem hervorragenden Offizier einen ebenso großen Menschen, der mir die Worte sagte: "Gibt es denn so viel Herzeleid für einen Menschen!" Durch seine Vermittlung konnten meine beiden Söhne, einer direkt aus dem Schützengraben, herkommen und dem Vater die letzte Ehre erweisen.

Und als ich dann vor der grausam verstümmelten Leiche im düsteren Gefängnishofe stand, da wußte ich, warum ich nicht hatte warten können. Kreuz und quer fuhr ich mit dem mir beigegebenen Polizeioffizier durch das grausam vernichtete Warschau über Schutt und Unrat, über Leichen und Pferdekadaver, durch Blut und Dreck - Gottesgericht. Sie wollten es ja nicht besser haben. Und unter jedem zerschossenen Hause, in jeder Blutlache, suchte ich dann im Geiste nach meinem lieben Jungen, den wiederzusehen ich ja nach menschlichem Ermessen aufgeben mußte. Endlich waren die Formalitäten erledigt, der Metallsarg unter Todesdrohung von noch anwesendem Zuchthauspersonal zur Stelle geschafft, und die Ausgrabung begann. Vier Meter tief lag mein armer Mann da unten, nackt, kümmerlich, eine halbe Soldatenhose über ein Bein gezogen, die ihm nie gehört hat. Unsere krepierten Säue werden menschlicher begraben, als man diesen Mann verscharrt hat. Noch an der Leiche muß sich polnischer Haß und Sadismus gütlich getan haben, denn nach Zeugenaussagen ist vor dem Tode nichts Derartiges wahrzunehmen gewesen. Die von mir besonders geliebten Hände erkannte ich zuerst einwandfrei und später den Kopf, als wieder unter Todesdrohung kostbares Wasser herangebracht worden war. Es war wirklich mein lieber Mann; ich erkannte die Kopfform, den Haaransatz, aber das ganze Gesicht, der Körper sah so aus, daß nur ich ihn noch erkennen konnte, und wenige Tage später wäre mir selbst dies nicht mehr möglich gewesen. Ein schwacher Trost waren für mich die Worte des Offiziers zu dem Führer [87] des Autos, der mir den Anblick ersparen wollte: "Laß die Frau da stehen und nehmt den Stahlhelm ab vor dem Mut, den hundert von euch nicht haben." Ich war zu Stein geworden und mußte daran denken, daß mein Mann gesagt haben würde: "Dies Husarenstückchen hast du gut gemacht, Alte!" Ich tat doch nur meine selbstverständliche Pflicht. Rückkehr erfolgte am nächsten Morgen. Ich übernachtete bei einer Nachschubkolonne, die mir das Leichenauto stellen sollte und erfuhr dort, daß General von C. noch darüber hinaus einen Personenwagen und 6 Mann Begleitung bestellt und befohlen hatte. Dankbar sei der Wehrmacht gedacht, die mich auf diesem Weg nach Golgatha vom Oberbefehlshaber bis herunter zum schlichten Soldaten nicht einen Augenblick im Stich gelassen hat, sondern mir mit einer Güte und mit einem Takt zur Seite stand, die eben einzig dastehen.

Wir haben unseren lieben Vater dann an meinem Geburtstage, am 8. Oktober, zur Ruhe gebracht. Er ruht in der heißgeliebten, nun auch mit seinem Blut erkämpften Heimaterde. Soldaten haben ihn getragen, Soldaten schossen ihm die Ehrensalven, Soldaten spielten ihm seinen Lieblingsmarsch "Alte Kameraden". Die Hakenkreuzfahne bedeckte seinen Sarg. Er ist nicht umsonst gestorben, wir haben die Pflicht, uns seiner wert zu zeigen, denn Deutschland muß leben, und Deutschland wird leben.

Heil Adolf Hitler!

"Ich bin allein übriggeblieben"
Das Wüten der Mordbanden im Landkreise Bromberg
Lisbeth Busse, Bauerntochter

Am Dienstag, dem 5. September, wurde ich frühmorgens durch Schüsse aus dem Schlaf gerissen. Eine deutsche Frau kam und sagte, wir sollten uns verstecken, überall sei polnisches Militär, das auf alle Deutschen schießt. Aus Angst lief ich mit unserem deutschen Knecht los, um uns im Walde zu verstecken. Wir kamen nicht bis in den Wald, sondern blieben auf der Wiese hinter Erlengebüsch versteckt liegen. Wir hörten in der Umgegend Schüsse fallen, die auf flüchtende Deutsche abgegeben wurden. Bald danach kam polnisches Militär und nahm uns gefangen. Die Soldaten wollten uns gleich erschießen, überzeugten sich dann, daß wir keine Waffen hatten und übergeben uns einem Offizier. Als dieser hörte, daß wir Deutsche seien, sagte er: "Wir werden Stücke aus euch machen und Riemen aus eurer Haut schneiden!"

Ich bat ihn, er sollte mich noch von der Mutter Abschied nehmen lassen, dann könnte er mich erschießen. Ein Soldat mußte mit uns mitgehen und bekam den Befehl, die Mutter und mich zu töten. Als wir zu uns kamen, war weder meine Mutter noch sonst jemand im Hause. Der Soldat führte uns noch bis zum Nachbarn, da es ihm bis zur Kommandostelle zu weit war. Hier wollte er uns erschießen. Er sagte: "Der Kommandeur erschießt die Deutschen eigenhändig wie die Hunde." Soldaten gruppierten sich jetzt um uns und begannen einen Streit. Eine Partei wollte uns auf den Kirchhof führen und dort erschießen, die andere nicht. Mein Begleiter, Hans Neubauer, war ganz verzweifelt. Ich habe ihm gesagt, er soll den Mut nicht verlieren. Zu unserer Rettung kamen zwei Soldaten mit einem Mann mit zugebundenen Augen. Dieser wurde unserem Soldaten übergeben.

[89] Dann wurden auch uns die Augen verbunden und wir mußten querfeldein zur Kommandostelle nach Kolankowo. Bei Behnke hinter der Scheune war die Schädelstätte. Man führte uns aber nicht dorthin, sondern zu Radtke auf den Hof. Wir mußten uns auf die Erde setzen und warten. Die Soldaten beschimpften uns und wir sollten angeben, wo die Deutschen hier Maschinengewehre versteckt hätten. Sie rasselten dauernd mit den Gewehren und taten, als wenn sie uns erschießen wollten. Wir konnten mit den verbundenen Augen nichts sehen. Sie beschuldigten uns, daß wir zu Hitler laufen wollten. Ich sagte, daß wir einzig und allein vor dem polnischen Militär Angst gehabt hätten und deshalb von Hause ausgerückt waren. Da sagten sie zu uns, wir sollten keine Angst mehr haben, sie würden uns nicht erschießen. Sie erzählten uns dann, daß die Deutschen die kleinen polnischen Kinder auf die Bajonette aufspießen. Wir wußten, daß das alles Lüge war. Der Kommandant kam und fragte uns aus. Warum er mit uns Mitleid hatte, weiß ich nicht; bei Behnke allein waren 15 Deutsche ermordet worden und bei Radtke befand sich das Oberkommando. Wir bekamen noch ein Mittagessen und ein Schreiben, damit sollten wir uns in Hohensalza melden. Wir durften nicht nach Hause gehen, sondern sollten ohne alle Mittel nach Kongreß fliehen und "nicht auf den Hitler warten", wie sie sagten.

Ein Soldat wurde zur Bewachung mit uns bis zur Chaussee mitgeschickt. Unterwegs kamen die Soldaten wie Bluthunde hinter uns her. Unser Begleitmann hatte Mühe, die Horde von uns abzuhalten. Ich sah keine Zivilpersonen mehr, keinen von den deutschen Nachbarn. Die meisten Männer waren während dieser Zeit erschossen und die Frauen geflohen, soweit sie lebten. Wir gingen nun ziellos die Straße entlang. Ich dachte nur an das Schicksal meiner

Eltern, meiner Tante, meines Bräutigams, der in der Nacht zu uns gekommen war und mit dem Vater in den Wald flüchtete.

[90] Es war für mich eine Beruhigung, als ich die Nachbarin, Frau Ziesak mit ihren zwei kleinen Kindern und einem zwölfjährigen Verwandten aus Bromberg traf, ferner den alten Scherbarth und die jungverheiratete Frau Hammermeister aus dem Dorfe. Wir gingen zusammen weiter. Ich warnte alle [davor], deutsch zu sprechen, denn ein deutsches Wort konnte uns das Leben kosten. Es kam, wie ich befürchtet hatte. Frau Hammermeister sprach irgend etwas auf deutsch. Ein polnisches Flüchtlingsweib hörte das und schrie, daß hier Hitlerbanden seien. Der Pöbel schubste und stieß den alten siebzigjährigen Scherbarth und Frau Hammermeister mit Fäusten. Das Weib rief Militär herbei. Dieses durchsuchte Frau Hammermeister, wobei deutsche Briefe gefunden wurden. Man erklärte, sie sei eine Spionin.

Die polnische Bestie von Weib bestand nun darauf, daß die Soldaten uns alle sofort erschießen sollten.

Ich wollte uns in polnischer Sprache verteidigen. Da schob mich der ein polnische Soldat zur Seite und sagte, weil ich gut polnisch konnte, sollte ich weitergehen.

Der alte Scherbarth, Frau Ziesack, Frau Hammermeister, Hans Neubauer und die Kinder mußten sich mit erhobenen Händen im Rübenfeld zum Erschießen aufstellen. Ich war wie gelähmt, konnte nicht weitergehen und wollte die Kinder zu mir nehmen. "Die werden erschossen", sagte ein Soldat und "Machen Sie, daß Sie wegkommen!" Als die ersten Schüsse fielen, ging ich weiter. Wie sich später herausstellte, blieben Hans Neubauer und die drei Kinder am Leben. Sie wurden nicht von der Kugel getroffen. Hans Neubauer fiel um und blieb bis an den Morgen liegen und die Kinder sind wohl beim Schießen fortgelaufen.

Ich ging nun ganz allein als Deutsche weiter und zerriß das Papier, das mir die Soldaten ausgestellt hätten. Ich hatte eingesehen, wie nutzlos das war. Ich habe mich dann zwischen den polnischen Flüchtlingen aufgehalten und wenn ich Hunger hatte, um Essen gebettelt. Ich hatte immer [91] Angst, als Deutsche erkannt zu werden. Ich sah und hörte vieles von den Flüchtlingen, wie verbittert die Polen auf alles Deutsche waren.

In Hohensalza sah ich zufällig, wie ein Deutscher geschlachtet wurde. Man hatte dem armen Menschen die Kehle durchgeschnitten, und das Volk stand dabei und schrie wie eine Horde Wilder. In dieser Zeit habe ich die polnische Rasse hassen gelernt und werde sie hassen, solange ich lebe.

Ich bin 20 Kilometer hinter Kruschwitz geflüchtet. Als ich dort hörte, daß deutsche Truppen in Hohensalza seien, machte ich mich auf den Rückweg. Ich kam ungehindert bis Kruschwitz. Dort war schon die Rettung. Das deutsche Militär war schon da. Es war am Sonntag, dem 10. September, als ich endlich frei war und mich wieder als Deutsche ausgeben konnte. Ich habe viele Freudentränen vergossen. Ich war tief erschüttert, als ich den Unterschied zwischen unserem hilfreichen deutschen Militär und den polnischen Mordbuben sah.

Meine Internierung in Polen

Berichtet vom Seelsorger
der deutschen Katholiken in Posen, Hilarius Breitinger

Als am Samstag, dem 26. August, vom Deutschen Generalkonsulat in Posen mir mitgeteilt wurde, daß die Reichsregierung ihren Reichsangehörigen in Polen den Rat erteile, sich sofort in das Reichsgebiet zu begeben, da sie ihre Sicherheit nicht mehr länger garantieren könne,

war ich versucht, diesem Rate auch zu folgen, denn ich wußte ja, daß meine Tätigkeit als Seelsorger der deutschen Katholiken in Posen den Behörden und auch weiten Kreisen der [92] Bevölkerung stets ein Dorn im Auge war, obwohl ich mich nie mit Politik beschäftigte, sondern nur meine Seelsorgspflichten erfüllte und bei den allgemeinen deutschen kulturellen und sozialen Arbeiten, meinem Berufe entsprechend, mich beteiligte. Aus den Verhören, zu denen ich gerade in den letzten Monaten so zahlreich geladen wurde, hatte ich ja genau erfahren, daß man all diese Arbeiten als politische bezeichnete und daß man mir allen Ernstes "Germanisierung polnischer Menschen" zum Vorwurf machte. So fühlte ich mich gerade Ende August sehr unsicher und wäre gern in die sichere Heimat zurückgekehrt.

Doch hätte ich dies auch wieder als feige Flucht ansehen müssen, wenn ich in dieser schweren Zeit meine Gemeinde einfach im Stich gelassen hätte. Zudem glaubte ich ja auch von Sr. Eminenz dem Kardinal, der mich doch nach Posen berufen und mit der deutschen Seelsorge betraut hatte, beschützt zu werden und war endlich der festen Meinung, daß eine eventuelle Internierung für mich als katholischer Priester, in dem katholischen Polen höchstens in Klosterhaft bestehen würde, wie es ja auch während des Weltkrieges bei allen Staaten der Fall war.

Gar bald aber sollte ich erfahren, wie sehr ich mich getäuscht hatte. Am 1. September, abends etwa 6 Uhr, erschien ein Polizeibeamter an der Klosterpforte, der erklärte, ich sei verhaftet. Groß war sodann mein Erstaunen, als ich vor dem Kloster von einem weiteren Polizeibeamten mit aufgepflanztem Bajonett erwartet wurde, der mich mit drei anderen Verhafteten zusammen wie einen Schwerverbrecher zum Polizeipräsidium führte. Auf dem Polizeihofe, wo ich bereits etwa 20 Bekannte antraf, mußten wir dann die Nacht verbringen in banger Erwartung der Dinge, die uns noch bevorstanden. In dieser Nacht, die ziemlich kalt war, sahen wir, wie weitere Transporte von Leidensgenossen aus anderen Stadtteilen mit dem Gefängnisauto eingeliefert und in die Gefängniszellen gebracht wurden.

[93] Da die meisten meiner Leidensgenossen von Hause ohne jedes Gepäck abgeführt worden waren mit der Lüge, in einer halben Stunde wieder zu Hause zu sein, baten wir einen Wachtposten, uns doch etwas Brot zu kaufen. Derselbe erklärte sich dazu bereit und verlangte von uns Geld. Freudig gaben wir ihm dann zusammen 80 Zloty, doch sahen wir weder einen Bissen Brot dafür, noch etwas von dem Gelde wieder, obwohl dieser Polizist dann noch tagelang mit uns zusammen war. Auf unsere Fragen zuckte er nur mit der Achsel und erklärte, er wisse nicht, was wir wollten.

Gegen 11 Uhr mußten wir uns sodann in zwei Gliedern aufstellen. Ein Polizeibeamter in Zivil sprach uns im Namen des Wojewoden alle Ehrenrechte ab und erklärte uns dann zu unserem Erstaunen, daß wir jetzt in ein Lager marschieren müßten, und wer auf der Straße nicht ordentlich marschiere, der würde sofort erschossen. Die Polizisten mußten sodann ihre Gewehre laden, die Seitengewehre aufpflanzen, und so wurden wir dann durch die Straßen geführt, nach dem Vorort Glowno. Die Polizisten riefen der Menge, die links und rechts die Straßen säumte, immer wieder zu: "Dies sind alles Deutsche", und die Antwort der Menge war dann ein ungeheures Schreien und Toben und entsetzliches Fluchen. Am Alten Markt wurde dann die Menge schon handgreiflich und man bedachte uns mit unzähligen Stockschlägen, Fußtritten und Steinwürfen, so daß wir schon alle voller Beulen waren, als wir in Glowno ankamen und dort in einem Gasthaus untergebracht wurden. Das Erlebnis dieses Marsches war für mich so fürchterlich und unfaßbar, daß ich jetzt schon kaum mehr einen Gedanken fassen konnte. Dazu kam dann noch die bange Frage, was will man jetzt eigentlich mit uns machen?

Am Spätnachmittag wurden wir auf eine große Wiese geführt, die von einer großen Menschenmenge umlagert war und die für mich direkt zu einer "Schreckenswiese" wurde.

Zunächst trafen wir mit einer großen Menge anderer[94] Gruppen zusammen, darunter Frauen und Kinder, zwei Krüppel mit Holzbeinen, die kaum laufen konnten, und vor allem auch eine große Menge mit verbundenen Köpfen, deren Kleider von oben bis unten mit Blut besudelt waren. Es war dies vor allem die Gruppe, welche die Nacht in den Gefängniszellen verbracht hatte und einige Stunden nach uns durch Posen geschleppt worden war. Die Volksmenge war also inzwischen noch wütender geworden und hatte diese völlig schuldlosen Menschen so zugerichtet. Auf dieser Wiese nun mußten wir uns in Reihen zu viert aufstellen und wurden abgezählt. Dann begann wieder eine neue Quälerei. Unsere Wachmannschaft bestand jetzt aus einigen Polizisten und verschiedenen Gymnasiasten in der Uniform der militärischen Jugendorganisation, die man mit Karabinern bewaffnet hatte. Der Anführer dieser Mannschaft war bezeichnenderweise einer dieser Gymnasiasten, der sich in einem schwarzen Regenmantel als Kommandant ungemein wichtig vorkam. Dieser ließ uns sodann unter unzähligen Flüchen und Beschimpfungen exerzieren und die "Rota" - einen Haßgesang auf Deutschland - singen. Sodann ließ er unter dem Gejohle der Menge mich als Ordensmann allein vortreten und exerzieren und stellte mich dann in die erste Reihe gleichsam als Anführer der Aufständischen, als der ich dann auch stets bezeichnet wurde. Hier glaubten wir nun, daß wir im nahen Bahnhof verladen und in ein Internierungslager gebracht würden. Aber zu unserem Schrecken ging es nun wieder zu Fuß weiter nach Schwersenz, durch ein Spalier verhetzter Menschen, die uns mit Schmähungen und Todesdrohungen umjohlten, mit Pferdemist bewarfen und uns so bespuckten, daß oftmals mein Gesicht völlig naß war. Dazu kamen dann noch unzählige Stockschläge, Steinwürfe und Fußtritte. Diesem Gesindel gegenüber waren wir natürlich völlig wehrlos, denn beim geringsten Widerstand hätte man uns ja ohne jedes Bedenken einfach erschossen.

[95] In Schwersenz wurden wir, auf einem Umwege am Bahnhof vorbei, auf den Marktplatz geführt und dort wie wilde Tiere dem Volke zur Schau gestellt. Dann wurden wir den gleichen Weg wieder zurückgeführt, am Bahnhof vorbei, zur Halle der Schwersenzer Möbelausstellung. Begleitet wurden wir auf diesem Wege von dem verhetzten und ganz vertierten Pöbel, der nicht einmal davor zurückschreckte, auf die Krüppel und Kinder auf dem Wagen solange mit Stöcken einzuschlagen, bis diese Stöcke ganz in Trümmer gegangen waren. Am Morgen des nächsten Tages - Sonntag, den 3. September - konnten wir uns dann gegenseitig begrüßen und so auch feststellen, daß man sämtliche Vorsitzenden aller deutschen Organisationen, die gesamte deutsche Geistlichkeit und alle Reichsdeutschen aus Stadt und Kreis Posen und aus dem Kreise Wollstein zusammengetrieben hatte. Es waren alles Menschen, die überzeugt waren, daß sie dem polnischen Staate gegenüber ihre Pflichten stets gewissenhaft erfüllt hatten und es auch darum nicht begreifen konnten, daß man uns jetzt noch schlechter als Schwerverbrecher behandelte. In Posen war diesen noch etwas passiert, was mich als katholischen Priester besonders unangenehm berührte. In der Nähe des Schlosses war diesen doch völlig schuldlosen Menschen ein junger Priester begegnet, der beim Anblick dieser erbarmungswürdigen Menschengruppe noch schrie: "An die Wand mit diesen Hunden! Schlagt sie alle tot!" Die Wollsteiner hatten auf ihrem Wege nach Posen bereits einige Tote und waren fast alle mehr oder weniger schwer verletzt. In Schwersenz erhielten wir noch einen Oberkommandanten in der Person eines sehr behäbigen und schwerfälligen Leutnants. Gegen Mittag mußten wir dann weiter Spießrutenlaufen auf den Straßen, die von den vielen Flüchtenden schon fast verstopft waren, durch Kotschin, Nekla und kamen am späten Abend nach Wreschen, wo wir trotz der späten Abendstunde vor einem Theatersaale noch sehr aufmerksam empfangen wurden mit schweren Stock- [96] hieben und kräftigen Fußtritten. Auf dem letzten Teile dieses Marsches und besonders während des üblichen Abzählens brachen viele ohnmächtig zusammen infolge der übermenschlichen Anstrengungen des Tages. Am nächsten Morgen verließ uns plötzlich unsere ganze Begleitmannschaft. Dann erschien ein Polizeibeamter in Uniform und holte die versäumte "Betreuung" sehr gründlich nach. Nachdem er uns fürchterlich angeschrien hatte, ließ er uns -

bedroht von seinem Gummiknüppel - eine Zeitlang exerzieren, dann verlangte er die Ablieferung sämtlicher Waffen, die vorher noch nicht von der Begleitmannschaft "requiriert" worden waren. Unter diesen Waffen verstand er alle Arten von Messern, Rasierklingen, Nagelfeilen, ja sogar die Spazierstöcke, welche einige alte Herren bei sich trugen. Sodann nahm mich dieser Polizist noch einmal besonders vor, schrie mich an und nannte mich vor allen Anwesenden einen Heuchler und Schwindler und erklärte, man müsse mir das Kreuz abreißen, das ich an meinem Kleide trüge.

Gegen Mittag ging der Marsch weiter. Die Wachtmannschaft fuhr auf dem Wagen, zusammen mit den Kranken, und wir mußten oftmals im Trab hinter dem Wagen herlaufen, wenn es den Kutschern gerade gefiel. In den Städten wurden wir in der üblichen Weise, vor allem auf den Marktplätzen, aufgestellt, wohl in der Absicht, die Bevölkerung in eine entsprechende Begeisterung zu versetzen. Die Antwort des Pöbels war natürlich immer die gleiche, wie wir sie schon in Posen kennengelernt hatten. Mit Decken und Mänteln suchte jeder nur seinen Kopf vor den gefährlichen Steinen zu schützen. Alles andere machte schon keinen Eindruck mehr auf uns. Unsere Lage war oftmals lebensgefährlich. Unverständlich war es für mich vor allem auch, daß polnische Soldaten, ja sogar Offiziere, sich in besonderer Weise an diesen Mißhandlungen beteiligten. So kam es einige Male vor, daß polnische Offiziere, die sogar Ordensauszeichnungen an der Brust trugen, die Reihe entlang [97] gingen und jeden, den sie erreichen konnten, mit einem sehr kräftigen Fußtritt bedachten, so daß man jedesmal mehrere Tage lang kaum mehr sitzen konnte.

Am nächsten Morgen wurden wir bereits um 2 Uhr zum Weitermarsch geweckt. Die Wagen, die wir bis jetzt für die Krüppel hatten, blieben mit diesen zurück. Wie erschrocken waren wir, als wir später hören mußten, daß man diese einfach erschossen hatte. Bis zu unserer Befreiung hörten wir jetzt ständig Kanonendonner. Nach einem Gewaltmarsch ohne jede Ruhepause kamen wir gegen 10 Uhr nach Babiak, wo wir in den Schulräumen etwas rasten konnten. Am Nachmittag ging es weiter, in drei Gruppen eingeteilt und von vielen Soldaten bewacht. Nach diesem Marsch von einigen Stunden wurden wir auf einen Waldweg geführt, wo wir Uhren und sonstige Schmuckstücke, zum Teil sogar die Eheringe sowie alles Geld mit den Brieftaschen und Geldbörsen abliefern mußten. Zum Glück erwischten die Räuber bei der dritten Gruppe zuerst einige, die bereits vorher ausgeraubt waren, so daß sie glaubten, hier überhaupt nichts mehr finden zu können, und alles Suchen aufgaben mit der ärgerlichen Bemerkung: "Das sind ja alles arme Teufel." In Wirklichkeit waren aber noch einige recht wohlhabende Herren darunter, die uns dann später alle über Wasser halten konnten. Nach diesem Zwischenspiel ging der Marsch dann wieder weiter bis in die späte Nacht hinein. Im Garten eines Bauernhauses konnten wir uns dann zum Schlafen niederlegen, obwohl es die Nacht durch fast ständig regnete.

Als wir am Montag morgen wieder weitermarschieren mußten, konnten einige unserer Kameraden nicht mehr auf den Füßen stehen. Ein Herr kroch auf allen Vieren aus dem Garten. Da kam einer der Gymnasiasten, riß ihn hoch und stellte ihn zwischen zwei andere Männer, die noch gesund waren und ihn nun stützen mußten. Doch lange war dies nicht möglich. Bald wurde er von unserem Kommandanten aufgefordert, mit seinen beiden Begleitern im [98] Straßengraben zu warten. Den gleichen Befehl erhielt eine deutsche Lehrerin aus Posen, die schon bald hinter Schwersenz einen völligen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, weiter ein junger Mann, der sie führte und noch weitere 3 Fußkranke. Diese 8 Personen blieben unter polizeilicher Bewachung zurück. Wir glaubten, daß für sie wieder ein Wagen besorgt würde, doch mußten wir später leider erfahren, daß sie alle von ihrer Bewachung einfach erschossen und in direkt viehischer Weise mit Steinen zu Tode geschlagen wurden.

Gegen Mittag kamen wir dann nach Klodowa und wurden dort untergebracht in einem in verschiedene Hürden abgeteilten Gänsehof, in dem ein jüdischer Gänsehändler sein eingekauftes Geflügel zu sortieren und für einige Tage unterzubringen pflegte. Wenn wir in den letzten Wochen schon an allerlei primitive Nachtlager gewöhnt waren, so war es uns doch sehr unangenehm, jetzt in dem stinkenden Schmutz der Gänse schlafen zu sollen. Aber unsere Müdigkeit war größer als aller Ekel, und so schliefen wir am Abend auch bald und tief ein. Neben diesem Gänsestall war ein leerer, jüdischer Theaterraum. Als wir baten, daß doch wenigstens die Frauen und die Kranken sowie die über sechzig Jahre alten Leute dort schlafen könnten, wurde dies grob abgelehnt mit dem Bemerken, dieser Hof sei noch zu schade für uns.

Unsere Hauptnahrung blieben, besonders in den letzten Tagen, Pferde- und Mohrrüben, die wir im Vorbeigehen aus den Feldern reißen konnten. Ja, selbst Wasser gönnte man uns in jenen heißen Tagen nicht einmal zur Genüge. Nur selten wurde uns Gelegenheit geboten, Wasser zu schöpfen. Oftmals ließen wir uns von Kindern unsere Flaschen mit Wasser füllen gegen Bezahlung. Mehrmals kam es da auch vor, daß Soldaten den Kindern unsere Flaschen entrissen und sie auf dem Boden zerschlugen mit den Worten: "Denn diese Hunde brauchen kein Wasser!"

[99] Unsere Begleitmannschaft war in dieser Nacht sehr gereizt und wenn jemand nicht mitkommen konnte, gab es entsetzliche Stöße und Schläge mit dem Gewehrkolben. Gegen 2 Uhr morgens fanden wir Unterkunft in einem Bauernhofe in dem Dorfe Zlakow Borowy. Um 6 Uhr morgens wurden wir am nächsten Tage wieder geweckt von unserem Kommandanten und sollten weitermarschieren. Doch da sagten wir ihm, dies sei unmöglich, denn infolge der so äußerst mangelhaften Ernährung in den letzten beiden Wochen, bei den Gewaltmärschen von 50 bis 60 Kilometern täglich, waren wir in den letzten Tagen so ermattet, daß wir nicht mehr mithalten konnten. Auch unsere Wachtmannschaft hatte wenig Lust, diese Gewaltmärsche weiterhin durchzuführen und so geriet sie mit ihrem Kommandanten in Streit und erklärten ihm, daß er verrückt sei. Dann zogen sie sich zu einer kurzen Beratung zurück, an welcher auch ein Mitinternierter teilnahm und waren gegen 7 Uhr plötzlich von der Bildfläche verschwunden. Der Kamerad, welcher an dieser letzten Beratung teilgenommen hatte, erzählte uns dann, daß die ganze Wachtmannschaft nicht wiederkäme. Sie hätte zwar den Auftrag gehabt, uns alle zu erschießen, wenn Gefahr bestünde, daß wir von den deutschen Truppen befreit würden, doch davon hätten sie abgesehen, nachdem sie noch einmal 100 Zloty erhalten hätten. Gegen 10 Uhr setzte ein sehr heftiger Fliegerangriff ein. Links und rechts krachten da die Bomben und überall schossen auch die polnischen Kanonen und Maschinengewehre. Dazu kamen noch die deutschen Sturzflieger und schossen mit ihren Maschinengewehren auf die polnischen Stellungen. Überall hörten wir also die Kugeln pfeifen. Auf dem Felde brannten - ganz in unserer Nähe - einige Strohschober. Direkt neben meinen Beinen ging eine Kugel in den Boden. Eine entsetzliche Stunde war dies, doch wunderbarerweise wurde niemand von uns verletzt. Gegen 11 Uhr verschob sich der Kampfplatz weiter nach rück- [100] wärts, und um 12 Uhr sahen wir die ersten deutschen Soldaten. Wir konnten das Glück, jetzt endlich befreit zu sein, kaum fassen. Weinend fielen wir uns gegenseitig um den Hals und beglückwünschten uns zu unserer Rettung. Dann sangen wir den Choral "Nun danket alle Gott" sowie die deutschen Nationalhymnen.

Drei schreckliche Wochen waren es, die ich in polnischer Internierung verbringen mußte. So schrecklich war das alles, daß man es gar nicht so schildern kann in seiner ganzen Grausamkeit, wie wir es erleben mußten. Viele aber werden noch lange, zum Teil wohl sogar ihr ganzes Leben lang, unter den Folgen dieses Marsches zu leiden haben. Teilnehmer anderer Gruppen erzählen, daß sie zum Teil drei Tage lang in Viehwagen eingesperrt wurden ohne jede Verpflegung, ohne einen Tropfen Wasser und ohne eine Möglichkeit, den Wagen zu

verlassen zur Verrichtung ihrer Notdurft, oder persönlich der willkürlichen und sadistischen Ermordung ihrer Kameraden zusehen mußten. Viele mögen wohl auch sagen, daß dies nicht stimmt, weil Menschen nicht so grausam sein können, besonders in einem katholischen Lande. Aber ich muß es bekennen, daß die Grausamkeiten und Rohheiten, von denen in den Zeitungen berichtet wurde, nicht übertrieben sind, ja, es läßt sich gar nicht so furchtbar schildern, wie es in Wirklichkeit war.

Der Todesmarsch

Pfarrer Klaus Lieske

[...] Und dann begann unser Marsch, den man nicht anders nennen kann als den "Todesmarsch". Denn nicht nur, daß viele von unseren besten deutschen Blutsbrüdern ihr Leben lassen mußten, nein, die Polen verstanden es auch, [101] die Menschen durch ihre Quälereien geistig und seelisch in einen mehr oder weniger trostlosen und apathischen Geisteszustand zu versetzen, aus dem wir Heimkehrer wohl alle erst lange Zeit später voll und ganz erwachen werden.

"Was, du redest noch?" "Gib ihm doch mit dem Kolben", hilft ein anderer, und der Kolben saust oder das Bajonett sticht zu. Aber es geht noch. Da liegt die erste Frau vor einem Strzelec auf den Knien. Sie ist zusammengebrochen und fleht ihn wohl an: laß mich ein wenig ruhen. Verfluchtes Volk, könnt ihr nicht einmal vor Frauen ein wenig Achtung haben? Da bringt er sie an, eine Frau, eine von denen, die Mutter ist, jagt er mit dem Bajonett vor sich her und beschimpft sie in den greulichsten Ausdrücken.

Es geht rechts ab über eine kleine Bahnstrecke, da kommt ein Dorf. Die Leute stehen vor den Türen. Sobald sie hören, wer wir sind, geht ein freudiges und doch haßverzerrtes Grinsen über ihre Gesichter. "Richtig so, schlagt sie alle tot, die verfluchten Hitlerowcys." Ein Weib stürzt kreischend auf uns zu, hebt einen Stein auf und schleudert ihn unter unverständlichem Gebrüll in die Menge der schon fast völlig erschöpften Menschen. Ein Grauen packt mich vor so viel wahnsinnigem Haß.

Wir stehen im Morgengrauen in einem schluchtartigen Weg vor einem Vorwerk in der Nähe von Wloclawek. Das Geschehen der letzten zwölf Stunden sieht jedem noch aus den Augen. Aber auch an der Kleidung kann man es sehen, und so wie die Sachen sehen auch die Seelen von uns aus: zerrissen, zerquält, von grauenhaftem Erleben erzählend. Vor mir steht eine Frau. In einem blauen Seidenmäntelchen. Der Rücken vielleicht gut zwei Hände breit, so schmal und zusammengefallen die ganze Gestalt. Aschgrau das Gesicht. Die Schuhe verloren, die Seidenstrümpfe hängen in Fetzen um die Waden. Grinsend, fluchend und essend um uns herum die Begleitmannschaft.

[102] Ja, wie war das doch alles gekommen? Wir hatten uns gestern zum Abmarsch aufgestellt in der Zollhalle und durften uns noch einen Augenblick setzen. Dann wurden die alten Männer herausgesucht, die den Marsch zu Fuß nicht mehr zurücklegen konnten, und saßen still in der Mitte des Raumes. Da erhebt sich ein Pole, läuft zum Posten und sagt: "Die wollen da etwas tun, das mache ich nicht mit." Der Posten führt ihn heraus, Polizei und Strzelcys kommen herein und schlagen zunächst blindlings mit Fäusten und Revolvern auf die Leute los, die ungefähr in der Gegend sitzen, die der Pole angab. Totenstille herrscht im Raum, als er nun im einzelnen die Leute, die angeblich etwas "geplant" haben sollen, heraussucht. "Der, und der, und auch der, und der!" Sie müssen sich erheben und werden zwischen Wachposten herausgeführt. Ich habe im Dämmerlicht noch gerade das Profil von Dr. Braunert aus Goßlershausen erkannt. Eiskalt läuft es mir über den Rücken: Der Mann hat ja eine junge

Frau und mehrere Kinder. Wer sind die anderen? Ich erfahre es: Kittler, Thorn, Laengner, Thorn, und ein gewisser Thom aus dem Kreise Briesen. Also ist mal wieder System in der Sache. Der Schlange, die da Deutschtum heißt, will man ein paar Köpfe abschlagen. Was haben sie aber geplant? Wollten sie die Mannschaft entwaffnen? Oder mit Bierflaschen polnisches Militär angreifen? Nein, nein, viel viel Schlimmeres: Dr. Braunert hatte nur dem alten Goerz geraten, auch auf dem Wagen zu fahren, da er schwer krank wäre, und einen Polen gebeten, dies weiter zu sagen. Aber da ist's mit dem Denken und Fragen auch schon vorbei. Wir müssen uns zu zehn Viererreihen aufstellen und herauskommen. Taschenmesser, Rasiermesser usw. hat man uns im Saal schon abgenommen. Wir laufen heraus und müssen uns in einer engen Sandschlucht aufstellen. Was soll das bedeuten? Dann geht ein Polizeibeamter mit dem verfluchten Polen herum, und dieser sucht weitere Leute heraus.

[103] Immer die Führer des Deutschtums müssen nach hinten, etwa 20 Mann ans Ende des Zuges. Rechts von mir erkenne ich langsam die vier, die vorher herausgeführt worden waren. Ich höre das Schreien und unbarmherzige Stampfen der Kolben, dazu die rohen Bemerkungen der Peiniger. Einer von den Gequälten weint laut. Er soll die Hände hinter den Kopf legen. Er schreit: "Ich kann den Arm nicht mehr rühren, der ist ganz kaputt." Buch, buch, hauen die Kolben. "Hoch den Arm! Schieß den Hund tot!" So geht's weiter. Da ertönt bei uns das Kommando an die Wachmannschaften: "Bajonette runter." Also soll man uns hier wohl mit den Kolben totschlagen? Und wieder werden wir durchsucht. Nach Flaschen angeblich. Aber dabei müssen auch alle Lebensmittel mit, die wir etwa noch in den Taschen haben. Endlich, endlich heißt es: Marsch! Aber dann geht es ja los! Immer laufen, laufen. Wehe, wenn man nur einen halben Schritt zurückbleibt. Dann gibt es fürchterliche Kolbenstöße. Auch die Bajonette sitzen schon wieder auf den Gewehren, und zwar die langen, spitzen französischen Bajonette, die ja viel grausamere Wunden geben als die deutschen. Nach ein paar Minuten wilden Treibens habe ich schon brennenden Durst. Im Rucksack sind Zitronen, aber die bekomme ich nicht heraus. Eine habe ich in der Tasche. Aber es darf ja nicht gegessen werden. Vorsichtig nehme ich die Zitrone in die hohle Hand und beiße etwas ab. Doch das ist zu scharf und brennt mehr, als es den Durst stillt. Ich schaue nach den Sternen und in den Mond. Versuche wenigstens die Richtung zu erkennen. Da kracht mir der Kolben ins Kreuz. Ich fliege auf meinen Vordermann und gehe in Zukunft mit den Augen geradeaus. Nicht einmal mehr nach oben darf man den Blick richten. Aber wie soll man das Gejage aushalten? An jedem Baum müssen wir die Hände auf den Rücken nehmen und im Dauerlauf vorbeistürzen. Die Nerven zittern noch von dem vorher Erlebten, und die Menschen sind vor Angst wie wahn- [104] sinnig. Diese Angst treibt sie dann vorwärts, so daß das Laufen, denn ein Marschieren ist es schon lange nicht mehr, immer schwerer und schwerer wird. Wer hinten ist, drängt vor. Die Alten müssen geschleppt werden. Aber wehe, wenn einer von den Schleppenden auch nur einen Schritt zurückbleibt. Dann setzt es Bajonettstiche. Wer liegen bleibt, wird unbarmherzig gedroschen und mit dem Kolben bearbeitet, bis er wieder aufspringt und von Bajonettstichen getrieben nach vorn jagt. "Seht, wie der Hund jetzt noch laufen kann!" Und dann bleibt er liegen. "Na, vorwärts, vorwärts, du Hurensohn!" Noch ein Stoß, - und der Gejagte, oft eine Frau, oft ein Greis, taumelt keuchend in seine Reihe.

So geht es weiter bis ½11 Uhr, also volle drei Stunden. Um eine Ecke, an der ein paar Weiden stehen, jagen wir gerade herum. Es kann nicht weiter gehen, denke ich gerade, da schwärmen hinter mir die Schützen nach rechts aus. Vor ihnen stehen ein paar Leute, ihnen gegenüber ein Offizier, der aus einer Handfeuerwaffe schießt. "Die Deutschen", denke ich. Das Herz bleibt einem vor Spannung fast stehen. Da, ein Schrei: "Laufschritt!" Und schon fegen Schüsse in uns hinein. Ich bin fast in letzter Reihe und jage vorwärts. "Hände hoch!" Und wieder peitschen Karabinerschüsse. "Halt! Alle Sachen wegschmeißen!" Infanterie taucht auf. Auf dem Rückmarsch. Aber eben nicht die Deutschen, sondern alles Polen. Sie stürzen auf uns zu und reißen uns mit den Bajonetten unsere letzten Habseligkeiten herunter. Mein Rucksack

fliegt herab, einem alten Bauern neben mir wird der Pelz heruntergestochen. Das alles geht in Sekunden vor sich. Und wieder: "Hände hoch! Laufen!"

Wieder stürzen wir vorwärts, während Schüsse in uns hineinpeitschen. Vor mir stehen ein paar Frauen, die nach hinten gedrängt worden sind. Ihr Geschrei und Jammern ist furchtbar. "Hinwerfen!" Alles wirft sich platt auf die Straße. "Auf! Laufen!" Wir laufen wieder. "Halten! Alles hinlegen!" Wir liegen wieder. Ich sehe nach der Uhr. Kurz [105] nach ½11 Uhr. Totenstille für ein paar Sekunden. Ich nehme meine Zitrone und fange an, gierig daran zu saugen. Durst, Durst! Da fangen auch schon die Verwundeten an zu schreien. Einer hat einen Handschuß. Auf ihm liegen andere. Sinnlos vor Schmerz springt er auf, um im gleichen Augenblick erschossen zu werden. Eine Frau vor mir verliert die Nerven: "Schießt mich doch schon tot. Quält mich doch nicht so. Schießt mich tot, schießt mich endlich tot!" So dreimal, dann hat auch sie die erlösende Kugel. Neben mir liegt ein Mann, der auch nicht mehr Herr seiner Sinne ist. Er will durchaus sein Militärbuch zeigen. Da wird er, als er nicht gleich Ruhe gibt, mit Kolben niedergestampft. Dazwischen geht die Mannschaft die angeblich Geflüchteten suchen. Denn die ganze Schießerei, so erzählt man, wäre dadurch gekommen, daß einige geflohen wären. Vermutlich aber ist es so gewesen, daß man uns mit jener vorhin erwähnten Schießerei eine Falle gestellt hatte, und daß dann tatsächlich einige, in der Meinung, die Deutschen wären da, entflohen sind. Da höre ich, wie der Hauptmann sagt: "Jetzt holen wir ein Maschinengewehr, und dann schießen wir euch alle tot!" Das kommt mir doch etwas unwahrscheinlich vor, aber schon knattert es von vorn und auch von hinten. Die Infanterie schießt von vorn mit einer Revolverkanone, während der Polizeiwachtmeister von hinten mit einer Maschinenpistole in uns wehrlos daliegende Masse Mensch hineinfeuert. Dazwischen die Strzelcys mit ihren Karabinern. Einer der Leute sagt daraufhin in der Reihe: "Das ist ja Verrat!" Der Hauptmann stürzt hinzu, findet ihn natürlich durch Angabe der Polen heraus und schießt ihm eine Kugel durch die Brust. Da ruft der Ärmste: "Wenn ihr schon schießt, dann schießt mich richtig tot!" Worauf ihm wiederum der Hauptmann persönlich eine Kugel durch den Kopf jagt (Höltzel aus Birkeneck).

Wiederum ein anderer erhielt einen Kolbenschlag. Seine Antwort ist: "Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was [106] sie tun!" Auch das ist natürlich zu viel, und der Kolben saust und schlägt ihm den Schädel ein.

Fast 30 Menschen liegen auf der Straße - ermordet, zerfetzt, entstellt, abgeschlachtet.

Schneller und schneller werden wir vorwärts getrieben. Der Schweiß bricht aus allen Poren. Und dann geht's unter den greulichsten Schimpfworten im Dauerlauf los. Die Sonne brennt. Die Posten jagen, und schlagen und fluchen in einer Art, wie wir sie kaum je vorher auf einem Marsch erlebt haben. Die Bevölkerung steht an der Straße und brüllt haßverzerrte Schimpfworte. Die Augen quellen hervor, die Zunge brennt, unter der Zunge ist das Fleisch dick und geschwollen. Aber nicht ein Tropfen Wasser, immer nur vorwärts. Die ersten, älteren Leute brechen zusammen. Ein Bild, das jetzt am Tage in dem leuchtenden Sonnenschein noch viel furchtbarer ist als nachts.

Mit offenen Augen liegen sie da, das Gesicht verzerrt, die Lungen keuchend. Wir werden so vorwärts getrieben, daß wir es nicht vermeiden können, auf die Gestürzten zu treten, sie zu überrennen. Manch einer hat noch die Kraft aufzuschreien, wenn andere auf ihm trampeln, die meisten haben schon vor Erschöpfung die Sinne verloren. Man kann das als eine Gnade bezeichnen, die ihnen geschenkt ist; denn hinter uns wütet der Mob. Nicht mehr wie sonst allein die Begleitmannschaft, die die Liegengebliebenen einfach absticht, nein - man hört lautes Lachen -, sie werden angefeuert und unterstützt von der Bevölkerung. Und dann kommen sie in einen Blutrausch, der einfach keine Grenzen kennt. Ihre Methoden werden dann "verfeinert". Sie steigern sich in sadistischen Quälereien, und - wer diese Zeilen liest,

wird nicht glauben, daß die Geschichte des 20. Jahrhunderts so etwas zu verzeichnen hat, ja daß Menschen gezwungen wurden, das Martyrium ihrer Volksgenossen, Blutsbrüder und Blutsschwestern mitanzusehen.

Schandfleck Polens: Bereza Kartuska

Von ***

In ganz Polen wurden am 1. September Angehörige fremder Nationalitäten interniert und nach dem sogenannten Isolierungslager Bereza Kartuska, etwa 100 Kilometer östlich von Brest-Litowsk verschleppt. Bereza war bis zu diesem Zeitpunkt Besserungsanstalt für Schwerverbrecher und politische Gefangene; mehr wußte niemand in ganz Polen von dieser Anstalt. Der Kommandant des Lagers hatte jede Vollmacht und war nur dem Innenminister verantwortlich. Die Sträflinge saßen für unbestimmte Zeit fest. Wenn es einem von ihnen gelang, die Anstalt lebend zu verlassen, mußte er sich zu völligem Stillschweigen verpflichten. So kam es, daß die Welt nichts davon erfuhr, mit welcher Grausamkeit in Polen, das sich oft als Beschützer der Christenheit aufgespielt hatte, mit Menschen umgegangen wurde. In dieses Lager, über dem der Atem des Todes wehte, ergoß sich aus dem Mosaikstaat der Strom der Internierten, deren einziges Verbrechen darin bestand, sich zu einem fremden Volkstum zu bekennen. Für etwa 6.000 Reichs- und Volksdeutsche, Danziger Staatsbürger, Litauer, Ukrainer und Weißrussen begann mit dem 1. September ein beispielloser Leidensweg. Der unerhörte Vormarsch der deutschen Truppen brachte ihnen am 18. September die Freiheit. Was diese Menschen erlebt hatten, stempelt Bereza zu einem Schandfleck für Polen und die ganze zivilisierte Welt.

In Warschau wurden am 1. September 112 Reichs- und Volksdeutsche (unter ihnen der Verfasser) sowie Danziger verhaftet. Fast die Hälfte von uns waren Frauen. Unter ihnen befand sich eine vierundachtzigjährige Greisin. Stundenlang saßen wir in den verwanzten und verlausten Arrestlokalen der Stadt zwischen allerlei Gesindel. In den Abendstunden schaffte man uns mit Autos in das Untersuchungs- [108] gefängnis. Es begannen endlose Verhöre, die sich bis früh 8 Uhr hinzogen. Wir mußten die Nacht unter scharfer Bewachung, die meisten stehend, in dem Korridor zubringen. Nachher wurden wir in den unterirdischen Zellen des Gefängnisses eingesperrt. Die Fenster blieben wegen deutscher Luftangriffe geschlossen. Einige bekamen Ohnmachtsanfälle. Wir erhielten keinerlei Verpflegung. Am späten Nachmittag wurden wir auf Lastautos verladen und auf den Westbahnhof transportiert. Jeder Fluchtversuch wurde mit dem Tode bedroht. Zur Unterstreichung dieser Drohung luden die Polizisten vor unseren Augen die Karabiner, wobei sie sich gegenseitig behilflich sein mußten. In drei Viehwagen traten wir, Männer und Frauen getrennt, die Reise an. Ein Ziel wurde uns nicht angegeben. Verpflegung während der Fahrt erhielten wir nicht. Einige von uns hatten Brot, das wir teilten. Dazu tranken wir Wasser, das wir auf zwei Stationen erhielten. Als wir nach zwei Tagen Brest erreichten, ahnten wir, daß es nach dem berüchtigten Bereza Kartuska ging. Wir hatten uns nicht verrechnet. Völlig entkräftigt langten wir am 4. September auf dem Bahnhof Bereza an. Nach einem Fußmarsch von 6 Kilometern erreichten wir die Strafanstalt. Da wir aber doch nur interniert waren, hofften wir und besonders die Reichsdeutschen auf eine anständige Behandlung. Alle von uns waren überrascht durch die jedem Völkerrecht hohnsprechende Niedertracht, die einsetzte, als sich das Tor der Strafanstalt hinter uns schloß. In Doppelreihen standen wir vor dem endlosen Zaun des Lagers. Plötzlich hob der uns empfangende Kommandant Kommissar Kurhanski die Hand. Ein Polizeileutnant kommandiert: Laufschritt, marsch marsch! Die hinter uns stehenden Polizisten hieben auf dieses Kommando mit Gummiknüppeln und Stöcken auf uns ein und

trieben uns durch das Tor. Es begann ein Spießrutenlaufen entlang der etwa 100 Meter langen Front des Kasernenblockes I. Dicht hintereinander stand eine Kette von Polizisten, die unbarm- [109] herzig auf uns einschlug. Vor der Bäckerei hatten die Sträflinge Aufstellung genommen, die mit Keulen hineinschlugen, wo sie trafen. Man trieb uns in einen durch Drahtverhaue begrenzten quadratischen Platz hinein, der durch Drahtzäune in vier Rechtecke geteilt war. Dort mußten wir uns mit unserem Gepäck in einer Reihe flach auf die Erde werfen. Uns gegenüber lag eine Gruppe ukrainischer Bauern, die uns angsterfüllt anstarrten. Ein tiefes Atmen und Stöhnen ging durch die Reihen. Als wir es wagten, den Kopf zu heben, blickten wir in die Mündung von Maschinengewehren, die auf zwei Ecktürmen postiert waren. Die Augen des vor mir liegenden Ukrainers waren voll abgrundtiefen Hasses auf einen Polizisten gerichtet, der mit dem Gummiknüppel die Reihen der Liegenden ausrichtete. Die Sonne brannte unbarmherzig herab. Wir hatten quälenden Durst. Nach einer halben Stunde durften wir aufstehen. Alle Wertsachen, Geld, Messer und sonstige Gegenstände wurden uns abgenommen. Wir durften nur unseren Anzug behalten, ein Hemd, ein Handtuch und eine Decke, soweit wir diese Sachen überhaupt besaßen. Da viele von uns von der Straße oder vom Büro weg verhaftet worden waren, hatten sie nichts als das, was sie auf dem Leibe trugen. Dieser oben geschilderte Empfang wiederholte sich in der Folgezeit täglich mehrere Male. Wir sahen, wie im christlichen Polen Pastoren, Popen und sogar katholische Geistliche mißhandelt wurden. Greise, die unter den Schlägen ihrer Henker zusammengebrochen waren, warf man mit einem "Verrecke, du Hund" an den Zaun. Ein silberhaariger Wolhyniendeutscher, der nach Wasser lechzend am Drahtverhau lag, wurde vom Lagerkommandanten Kurhanski vor einigen tausend Augenpaaren mit der Reitpeitsche mißhandelt.

Wir schliefen auf Holzpritschen, zwischen deren Brettern große Zwischenräume waren. Die Kanten schnitten schmerzhaft ins Fleisch. Deshalb zogen wir es vor, auf dem Betonfußboden zu schlafen. Decken bekamen wir nicht. [110] Unsere Sachen zogen wir niemals aus. Alle Bitten und Beschwerden wurden mit dem Gummiknüppel beantwortet. Berufungen, wie sie im Internierungsbefehl vorgesehen waren, wurden hohnlachend abgewiesen. Am nächsten Morgen, 4 Uhr früh, wurden wir auf den Kasernenhof hinausgetrieben. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und wir schlotterten vor Kälte. Dann begann das Exerzieren, das den ganzen Tag lang durchgeführt wurde. Jede Übung wurde bis zur völligen Erschöpfung wiederholt. Wir mußten stundenlang in Kniebeuge stehen, oder die Arme seitwärts halten. Alte Männer, die die unmenschlichen Quälereien nicht aushielten, wurden mit dem Gummiknüppel wieder auf die Beine gebracht. Besonders beliebt waren Auf- und Niederübungen, worauf wir den Kasernenhof kriechend durchqueren mußten, dabei hagelte es Fußtritte ins Kreuz. Zur Überwachung der Übungen wurden Schwerverbrecher auf uns losgelassen, die sich mit ihren Meistern, den Polizisten, in Mißhandlungen und unflätigsten Schimpfworten überboten. Unsere einzigen Erholungen waren die Fliegeralarme, die sich in der letzten Zeit unseres Aufenthaltes einige Male täglich wiederholten. Dann mußten wir uns platt auf die Erde werfen und hatten Ruhe vor unseren Peinigern. Besonders Freude machte uns ein deutscher Flieger, der eine in der Nähe liegende Bahnlinie mit Bomben belegte. Sämtliche Polizisten, die alle für sich den Titel "Kommandant" beanspruchten, rannten wie die Hasen davon und ließen uns allein auf dem Kasernenhof. Es war streng verboten, bei Fliegeralarm den Kopf zu heben. Wir taten es natürlich doch. Aber wehe dem, der dabei erwischt wurde. Dann gab es regelmäßig Rippenbrüche und Nierenschläge. Nach einigen Tagen Exerzierübungen auf dem staubbedeckten Kasernenhof waren wir vollkommen verdreckt. Wir hatten entsetzlich unter Durst zu leiden. Da stellte man uns Eimer mit Wasser auf den Hof. Sehnsüchtig schauten wir auf das erfrischende Naß. [111] Als wir aber kein Wasser erhielten, brachen plötzlich aus den Reihen einige Leute und stürzten sich auf den Eimer. Im Nu waren die Polizisten und Sträflinge da und hielten die Leute fest. Man stellte sie in einer langen Reihe auf und mißhandelte jeden von ihnen unbarmherzig mit einem

Gummiknüppel. Erst dann bekamen wir je Mann ein Töpfchen Wasser. Etwas später gab es Suppenwasser, oder Wassersuppe, wie man will. Je zwei Mann erhielten eine Schüssel von dem Getränk, das wir heißhungrig mit einem Löffel, auf dem "100 Jahre Gesundheit" stand und den wir uns zum Andenken mitgenommen haben, ausaßen.

Am Nachmittag erhielten wir dasselbe Gesöff noch einmal. Das war unsere Verpflegung. Wir hungerten von Mahlzeit zu Mahlzeit. Vom sechsten Tage unseres Aufenthalts bekamen wir regelmäßig Brot, das auf eine raffinierte Weise von den Polizisten verteilt wurde. Unser Saal erhielt drei runde Brotlaibe je 2 Kilogramm, so daß ein Brot auf 20 Mann kam. Das Brot war nicht geteilt. Wir hatten keine Messer. Man rechnete offenbar damit, daß es bei dem Heißhunger, der in unseren Gedärmen wütete, zu Streitigkeiten bei der Verteilung kommen würde, die auch tatsächlich in einigen Sälen ausbrachen. Auf unserm Saal hatte jemand einen alten Löffel, mit dem sorgfältig jedes Brot in zwanzig Teile geschnitten wurde, während 60 Mann wie hungrige Wölfe jede Bewegung des Mannes verfolgten. Nach zwei Wochen stellten sich Schwindelgefühle und Ohnmachtsanfälle bei uns ein. Sechs internierte Ärzte liefen von Saal zu Saal. Immer wieder stellten sie fest, daß die Leute vor Hunger zusammengebrochen waren. Nachdem einige Ärzte bei Interventionen um bessere Verpflegung mit dem Gummiknüppel mißhandelt worden waren, schwiegen auch sie. Dann stellten sich die ersten Ruhrerkrankungen ein, da die sanitären Verhältnisse jeder Beschreibung spotteten.

Es ist unmöglich, all die grausamen Mißhandlungen, die sich auf dem Kasernenhof vor den Augen Tausender ab- [112] spielten, hier im einzelnen wiederzugeben. Es gab Polizisten, die kalt berechnend ihre Schläge setzten und andere, die sich ihrem grausamen Geschäft mit sadistischer Freude hingaben. Es gab unter ihnen Spezialisten für Nieren- und Kopfschläge. Einige schlugen nur mit dem Gummiknüppel, andere mit Stöcken, die den Krüppeln abgenommen wurden und sogar mit dünnem Eisendraht. Wahre Bestie war der Polizist Stempien, der z. B. beim Transport von schweren Glasplatten 4 Mann mit dem Knüppel niederschlug und dessen Ankunft auf dem Kasernenhof von den Internierten mit Zittern hingenommen wurde.

Unter den Internierten befanden sich 80 Krüppel, die im Saal 9 des Blockes I untergebracht waren. 44 von ihnen waren über sechzig Jahre alt. Die Krüppel wurden mit dem Gummiknüppel gezwungen, stundenlang aufrecht zu stehen. In ihrem Saal herrschte ein furchtbarer Gestank, da die Fenster verschlossen waren und der in dem Zimmer befindliche Kübel nicht entleert werden durfte. Unter den Insassen dieses Saales befanden sich Leute mit offener Lungenentzündung und schweren Rippenbrüchen. Sie erfuhren keinerlei ärztliche Behandlung. Immer hieß es: "Verreckt." Die internierten Frauen wurden zu den schwersten Arbeiten in der Kommandantur herangezogen. Es wurden keinerlei Rücksichten genommen. Auch sie erhielten Stockschläge. Einzelne Frauen erlitten Nervenzusammenbrüche. Allen wurde das Haar kurz gestutzt. Bei der Desinfizierung wurden die Frauen gezwungen, sich vor den Polizisten zu entkleiden.

Es wird wohl nie festgestellt werden können, wieviele Menschen in den Krallen der Bluthunde von Bereza ihr Leben lassen mußten. Was sich in den Karzern des Lagers, die tief unter der Erde lagen, abspielte, ist in ewiges Dunkel gehüllt. Alle wichtigen und belastenden Papiere wurden von den abziehenden Polizisten auf Befehl Warschaus verbrannt.

[113] Die Polizisten erzählten uns, daß die Polen bei einem Durchbruch in Ostpreußen und Oberschlesien 30.000 Gefangene gemacht hätten. Aber schon am nächsten Tage merken wir, daß die Sache faul steht. Der Sträfling 2250 erklärt, daß es an der Front "dreckig" gehe. Sträflinge und Polizisten lassen uns ihre Wut fühlen. Die Suppe wird immer dünner und schließlich fast reines Wasser. Wir dürfen nicht mehr auf den Hof und werden durch

stundenlanges Strammstehen in den Sälen gequält. Die Sträflinge werden bis auf 48 Mann entlassen und zum Militär einberufen. Am 16. September werden drei unserer Kameraden aus dem Saal herausgeholt. Alle drei sind Beamte der Warschauer Seidenfabrik "Schlicht". Ihnen wird vorgeworfen, vom Dach des Hauptgebäudes aus Lichtsignale gegeben zu haben. Sie werden stundenlang verhört und geschlagen. Der Direktor Kopiera erhält 118 Schläge mit dem Gummiknüppel, bis er besinnungslos wird. Er wird mit Wasser übergossen und weitergeschlagen. Nachdem die drei Beamten von zwei Sträflingen mit Fußtritten bearbeitet worden sind, werden sie in den Karzer gesteckt. Am 17. September abends wird der auf unserem Saal liegende Kantor der evangelischen Kirchengemeinde in Grodno, Robert Wegner, aus unserm Saal geholt. Um 12 Uhr nachts erhalten die Polizisten in einem von einigen internierten Frauen belauschten Telefongespräch aus Warschau den Befehl, Bereza sofort zu verlassen. Sie bekommen den Auftrag, alle Schmucksachen und das Silber mitzunehmen. Den Polizisten brennt der Boden unter den Füßen. Es herrscht ein unbegreifliches Durcheinander. Die Polizisten raffen alles, was an Wertsachen und Silbergeld in ihre Hände fällt, zusammen und verlassen in Autos die Strafanstalt. Am frühen Morgen des 18. September hören wir einen ungewöhnlichen Lärm in den Korridoren der Anstalt. Die Tür unseres Saales wird aufgerissen, jemand schreit hinein: "Ihr seid frei!"

Durch Polens Gefängnisse getrieben

Rudolf Wilsch, Tarnowitz

Kurz bevor der Krieg ausbrach, wurde ich von den Polen verhaftet. Man warf mir irredentistische Arbeit, Seelenkauf des Oberschlesiers, Aufputschung der großen Masse gegen den polnischen Staat vor. Man fesselte mich und transportierte mich in den berüchtigten Bunker im Keller der Polizeidienststelle. Kriminalkommissar Kraminski, zwei Polizisten mit noch einem Kriminalbeamten schlugen dann auf mich ein: "Rede oder wir schlagen dich tot, du Hitlerschwein!" Nierengegend und Magen hatte man mir in kurzer Zeit wund geschlagen.

"Deine letzte Stunde ist nun gekommen. Hitler wird dir nun auch nicht helfen können."

Als ich alle Fragen, die an mich gestellt wurden, mit einem entschiedenen Nein beantwortete, wurde mir befohlen, mich auszuziehen. Als ich dies mit Sträuben getan hatte, wurde ich von den Beamten in unmenschlicher Art und Weise bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen. Fußtritte, Polizeiknüppel, alles Mögliche wurde benutzt, um mich etwas [zu gestehen] zu zwingen, was ich nie getan habe. Waffenschmuggel, Sprengungen, Verteilung der Waffen, Vorbereitungen zum bewaffneten Aufstand wurden mir vorgeworfen. Auch andere Deutsche wurden im Polizeigefängnis unter schweren Verdächtigungen festgehalten. Männer, die treu zu ihrem Deutschtum standen, deutsche Männer, die sechzig Jahre alt waren, wurden unmenschlich zugerichtet. Als ich z.B. dem Pg. Groll eines Tages beim Waschen begegnete, sah ich, daß an diesem abgehärmten alten Mann fast nur blutbedeckte Stellen waren. Ich wußte nun, daß es hier kein Erbarmen gab, daß man uns hier für den Galgen reif machen wollte. Lächerliche Protokolle waren das Ergebnis, weil wir alle nichts zu sagen hatten, als daß wir unschuldig [115] seien. Zehn Tage lang hat man uns in diesem Polizeigefängnis gehalten. Junge Kriminalbeamte wollten sich die Sporen verdienen, schlugen auf unschuldige Menschen ein. Unter Beschimpfungen und niederträchtigen Beleidigungen gegen unseren Führer Adolf Hitler wurden wir entkleidet, uns die Haare abgeschnitten und in Zellen zu 5 Mann verteilt. Nach zwei Tagen Haft in Kattowitz wurde ein großer Transport ausschließlich deutscher Männer zusammengestellt. Gekettet ging es unter Gelächter, Verhöhnungen seitens der Polizeibeamten zum Bahnhof. Kein Mensch wußte, wohin wir nun gebracht werden sollen. Die Polizeibeamten benahmen sich dabei wie die Mongolen. Die Endstation Wadowitz war

ein Sammellager des polnischen Heeres. Die Polizeibeamten hatten dort erzählt, die ersten Hitlerschweine wären angekommen, die Bevölkerung und vor allen Dingen die Judenweiber bewarfen uns mit Steinen. Als dies zu bunt wurde, sorgten die Polizeibeamten dafür, daß wir das Gefängnis, das am Ende der Stadt lag, erreichten. In Wadowitz selbst hatte man ungefähr 180 Deutsche aus Ostoberschlesien zusammengetrieben. Eines Tages, es war um die Mittagsstunde, wurde die Tür der Zelle aufgemacht, mein Name wurde gerufen. Man teilte mir mit, ich möchte mich fertig machen, und bemerkte dazu höhnisch: "Du wirst der erste sein, den wir zu Hitler schicken." Fünf Minuten später holte man mich aus der Zelle und gab mir Befehl, mich mit dem Gesicht zur Wand zu stellen. Dem Aufseher war meine Haltung nicht vorschriftsmäßig, denn er schlug mir von hinten den Schlüsselbund unter wüsten Drohungen in den Nacken. In dieser Stellung verbrachte ich ungefähr eine halbe Stunde. Dann wurde ich in das Büro des Gefängnisdirektors, das im Parterre lag, geführt. Im Büro befanden sich der Gefängnisdirektor, der Oberaufseher, zwei Zivilpersonen und zwei Polizeibeamte. Die erste Frage, die man an mich richtete: Sind Sie Kreisleiter von Myslowitz gewesen? Ich antwortete [116] kurz Ja. Schon schlug mir der Zivilist mit der Faust ins Gesicht und sagte zu den Anwesenden, ich wäre der größte Bandit, den das Deutschtum hätte. Unter wüsten Beschimpfungen wurde ich mit meinem Freund Firoch zusammengekettet, in ein Auto verladen und Richtung Bielitz abtransportiert. Ich wurde nun nach Kattowitz in das Polizeipräsidium, Kriminalabteilung, eingeliefert. Hier wurde ich einem neuen Verhör unterzogen, dort wurde mir erklärt, Wiesner und Joschke, die zwei Oberschweine seien bereits erschossen, heute kämen ich und Firoch dran. Weiterhin machte man mir klar, daß in Laurahütte, in meiner Ortschaft, in der ich Ortsgruppenleiter der JDP. gewesen bin, eine Menge Pistolen gefunden worden sind, die ich dort versteckt haben sollte.

Nach einem zweistündigen Verhör, bei dem ich nur den Wunsch hatte, schießt mich tot, dann hat alles ein Ende, wurde ich wiederum gefesselt, abgeführt, in ein Auto gesetzt und nach Laurahütte transportiert. In Laurahütte wurde ich hinunter in den Bunker geschleppt, wo sich die Kriminalpolizei an mir austobte.

Nachts wurde ich in das Bogutschützer Gefängnis, das sich dort im Rathaus befindet, eingeliefert. Meine Zelle war das Spiegelbild der polnischen Unsauberkeit. Hunderte von Wanzen und anderes Ungeziefer bewegten sich auf der Pritsche, an den Wänden und an der Decke. Eine qualvolle Nacht. Man konnte sich dieses Ungeziefers nicht erwehren. In dieser Zelle wurde ich bis 5 Uhr nachmittags festgehalten ohne etwas zu essen zu bekommen. Alle Zellen waren von deutschen Männern und Frauen überfüllt. Ich traf in der Zelle den bekannten Fleischermeister Duda, der sehr zerschlagen war. Das Hemd war verblutet, einen angesehenen Bürger hatte man genau so mißhandelt wie deutsche Arbeiter. Von Kattowitz wurde ich nach Wadowitz zurückgebracht. Der Obergefängnisaufseher empfing mich mit den Worten: "Du Hitlerschwein lebst noch?" Firoch, den man [117] fürchterlich zerschlagen hatte, war anwesend. Man befahl uns, uns auszuziehen, trotzdem wir in Gefängniskleidung waren, wurden wir einer Leibesuntersuchung unterzogen. Alle Aufseher wurden nun zusammengerufen. Man erklärte ihnen, diese Gefängnisse hätten keine größeren Banditen beherbergt als uns. Wir zwei wären der Auswurf der Menschheit und wären auch dementsprechend zu behandeln. Der alte Oberaufseher schlug mich darauf mit dem Schlüsselbund ins Gesicht, daß ich aus Mund und Nase blutete. Mit Fußtritten wurden wir in unsere Zellen zurückgebracht und warteten nur noch auf die Abführung in die dunklen Zellen im Keller des Gefängnisses. Dazu hatten die Herren keine Zeit mehr. In der Nacht gab es ein Hin und Her, Namen wurden gerufen, Kleidungsstücke verteilt. Wir hörten, daß alle Verbrecher, angefangen vom Raubmörder bis zum letzten, die Polen waren, freigelassen wurden, um gegen Deutschland zu kämpfen. Am anderen Tage hörten wir das Motorengebrumm einer Fliegerstaffel, die über Wadowitz erschienen war und militärische Einrichtungen bombardierte. Wir wußten, daß der Krieg ausgebrochen war. Jetzt wurde in

Eile alles zusammengepackt. Die Bevölkerung mit Frauen und Kindern, der Gefängnisdirektor mit seinen Aufsehern, alles machte sich bereit zur Flucht. Als diese Henkersknechte ihre Sachen gepackt hatten, wurden alle Gefangenen, es waren nur noch Deutsche anwesend, aufgerufen, zusammengestellt und die Kolonne setzte sich unter starker Bewachung in Bewegung. Dann begann der Marsch ins Innere Polens, der für uns alle ein Kreuzesweg werden sollte. Über 80 Kilometer wurden wir an diesem Tage getrieben. In der Nacht gegen den 12. September hatten wir eine Stadt erreicht. Keiner von uns konnte weiter. Die Füße waren wund gelaufen, große Blasen an den Fußsohlen machten jeden Schritt zur Qual. Ein großer Teil verlor vor Schmerzen die Besinnung. So lagen wir zusammengebrochen und willenlos auf der Straße. Durch Schläge mit den Ge- [118] wehrkolben war es erst möglich, uns wieder in Gang zu bringen.

Der Weg, den wir getrieben wurden, war nicht festgesetzt. Planlos ging es nach Osten, dann wieder nach Norden, oder Süden. Das nächste Gefängnis, das wir erreichten, war Tarnów. In Tarnów bekamen wir seit langer Zeit wieder etwas Warmes zu essen. Wir wurden 32 Mann in eine Zelle gesperrt. Tarnów selbst war das Ziel der deutschen Bomber, auch hier hatte sich ein Teil der polnischen Armee festgesetzt. Auf dem Gefängnisdach waren mehrere Maschinengewehre aufgestellt. Als die Fliegerangriffe einsetzten, eröffnete die Bedienung das Feuer auf die deutschen Bomber. Die Bomber flogen sehr tief. Für uns selbst war es ein unheimliches Gefühl, über uns die Bomber und die Abwehr zu wissen.

Gleich darauf wurden die ersten Bomben gelegt. Tarnów, das auch eine Frauenabteilung im Gefängnis hatte, in der deutsche Frauen und Mädchen eingesperrt waren, war der Schauplatz furchtbarer Szenen. Die Frauen fingen an zu weinen und zu schreien. Wir Männer waren vielleicht gleichgültig, hatten wir doch schon alles Mögliche erlebt. Die Gefängnisaufseher wüteten furchtbar unter den Gefangenen. Man hörte immer wieder Hilferufe und markerschütternde Schreie der Mißhandelten: "Laßt uns raus!" Bomben, Maschinengewehre und die Knüppel der Gefangenenaufseher begleiteten dieses furchtbare Schauspiel.

Wir wurden auf bereitstehende Panjewagen zu 15 Mann auf einen Wagen verladen und zogen einem uns unbekannten Ziel entgegen. An den Wegweisern merkten wir, daß es nach Sandomierz ging. Vor Sandomierz wurde wieder kehrt: gemacht. Wir kamen in das Gefängnis nach Janow. Die Stadt war verlassen, das Gefängnis war leer. Auch diese Gefangenen hatte man entlassen. Wir hatten bereits drei Tage nichts gegessen.

Jetzt legten wir den größten Teil zu Fuß zurück. Unsere [119] Schuhe, die zerrissen waren, konnten nicht mehr getragen werden. Tagelang ging es durch die polnischen Sandwüsten. Der polnische Kulturstaat, wie er sich immer nannte, war nur ein Propagandamittel für die öffentliche Weltmeinung. Meterhoher Dreck, Löcher auf den sogenannten Straßen, verfallene Lehmhütten, zerrissen und zerlumpt die Bevölkerung, das war das, was wir tagtäglich zu sehen bekamen. Unser nächstes Ziel war das Gefängnis in Zamosz, aber auch das Ziel der deutschen Bomber. Kaum, daß wir im Gefängnis waren, kamen die Bomber herangebraust. Wir versuchten uns bemerkbar zu machen, was zur Folge hatte, daß der Gefangenenaufseher gegen uns mit der Waffe vorging. Mit den Schreien: "Hurenjungens, Hitlerschweine, weg vom Fenster, in die Ecken rein!" jagten sie uns vom Fenster weg, so daß wir nicht mehr sehen konnten, wohin die deutschen Bomber flogen. Am Abend wurden wir wieder herausgeholt, im Laufschritt mußten wir zum Bahnhof. Ein großer Teil konnte vor Schwäche nicht mehr weiter. Hier wurden wir verladen. Drei offene Waggons standen bereit und nun ging es in der Nacht nach Wlodzimierz. Hier begann auch für uns die schwerste Zeit. Paarmal kamen die Bomber, weil sich mehrere Flakgeschütze, die auf Eisenbahnwagen aufgebaut waren, und Soldaten bei uns befänden, um diesen Zug zu bombardieren. Von Wlodzimierz ging es dann weiter nach Luck, eine Fahrt, die zwei Tage dauerte. Die Bahnlinien waren das Ziel der

deutschen Bomber. Von Luck ging es nach Kiwerce. Wir waren ausgehungert, schwach, schwerkrank ein großer Teil von uns, es gab kein Trinkwasser. Ich selbst war durch die Behandlung der polnischen Polizei innerlich vollkommen zerschlagen. Die Blutungen, die ich durch die Fußtritte in den Unterleib und die schweren Mißhandlungen am Rücken und in der Nierengegend [erlitten hatte,] waren nach außenhin nicht mehr zu sehen, innerlich dagegen war ich schwer verletzt. An diesem Ort faßten wir alle wieder frischen Mut, weil wir merkten, daß die Fahrt [120] nicht mehr nach dem Osten ging, sondern auf Lemberg zu. Wieder nach Luck zurückgekehrt, machten wir dieselbe Feststellung, der Flugplatz, der nahe beim Bahnhof liegt, war vollkommen zertrümmert. Dann kam ein Befehl, wir müssen nach Lemberg getrieben werden. Die polnischen Studenten in Lemberg erwarten uns. Auf der kleinen Bahnstation Zapytów, die 17 Kilometer nördlich von Lemberg liegt, wurde dreimal der Versuch unternommen, den Zug nach Lemberg zu bringen. Die Stadt Lemberg lag unter schwerem Artilleriefeuer, und so war es nicht möglich uns dahin zu bringen. Wir standen da die ganze Nacht. Morgens gegen 10 Uhr kam der Befehl, jeder erhält seine Zivilsachen, wir sollten in den nächsten Wald transportiert und dort sofort erschossen werden. Während noch die Sachen an uns verteilt wurden, schrie plötzlich ein Kamerad von uns, ich habe einen deutschen Soldaten gesehen. Was dann geschehen ist, kann kein Mensch zu Papier bringen. Das erstemal erklang das Deutschlandlied und das Horst Wessellied auf diesem Bahnhof. 180 Männer und 18 Frauen, die vier Wochen unter schwerstem Terror durch den polnischen Staat getrieben wurden, rafften noch einmal ihre Kraft zusammen, überaus glücklich, einem Schicksal entronnen zu sein, das so überaus viel Deutschen das Leben kostete. Die Heimfahrt war eine Fahrt ins Glück. Zu Hause glaubte kein Mensch mehr, daß wir noch unter den Lebenden seien. Wir alle aber hatten nur einen Gedanken: Führer, wir danken dir! Deutschland wir danken deinen Söhnen, den tapferen Soldaten, die uns befreit haben.

---

[121]

Amtliche Protokolle

Staatspolizeileitstelle
Geheime Staatspolizei
Königsberg Nr. 3

Königsberg/Pr., d. 2. 11. 39

Freiwillig erscheint der Weber Alfred Lassy, 18. 3. 1917 Blöcken, Kreis Labiau geb., seit Juli 1939 Königsberg/Pr., Salzwiese 1, v. 4 Treppen b/Witke wohnhaft, polnischer Staatsangehöriger und erstattet folgende Anzeige:

[...]

An einem Tage im Monat April oder Mai 1939, kam mein Bruder Arthur zu mir und erzählte mir, daß in dem Dorfe Tomaszow viele Volksdeutsche massakriert worden wären. Zusammen mit meinem Bruder fuhr ich per Rad nach Tomaszow. Wir sprachen nur polnisch und kamen auf diese Weise in die Häuser hinein. Im ersten Haus sah ich, daß eine Frau und ein etwa zwölfjähriges Mädchen vor dem Tisch knieten. Die Hände und die Zungen waren auf der Tischplatte festgenagelt. In allen Stuben waren die Möbel und Geräte zerschlagen, die Federbetten aufgeschlitzt und die Federn verstreut. Den Namen der Frau und des Mädchens

kann ich nicht angeben. Sie lebten noch, doch durfte ihnen niemand helfen. Wann sie nun gestorben sind und ob und wo sie beerdigt wurden, weiß ich nicht.

In einem anderen Hause sah ich eine Frau am Boden liegen, der der Kopf abgeschlagen war. Auch hier waren sämtliche Möbel und Geräte zerschlagen.

In einem dritten Hause lagen fünf Leichen, und zwar waren es 3 Frauen und 2 Mädchen. Sie hatten am Hals und im Genick Stichwunden. Auch hier war alles Inventar zerstört.

[122] Auch habe ich noch in anderen Häusern gesehen, daß sämtliches Hausgerät zerstört war. Die Wohnungsinhaber waren vorher geflüchtet.

[...]

v. g. u.
Alfred Lassy
g. w. o.
Helsper
Krim.-Oberass.

z. Zt. Mohrungen, den 26. 9. 1939

NSDAP.
Ortsgruppe Mohrungen

Ich heiße Georg Herold, bin von Beruf Landwirt, 60 Jahre alt und stamme aus Zachersberg, Kreis Kolmar.

Am 2. 9. 1933 bekamen viele Landwirte von Zachersberg den Befehl, mit Fuhrwerken in Kolmar zu erscheinen, um Akten der Starostei nach Warschau zu überführen. Auch ich mußte mit einem Fuhrwerk erscheinen. Unter Leitung des Vizestarosten Stanek wurden die Akten verladen und unter seiner Leitung wurden die Fuhrwerke in Marsch gesetzt. Die Fuhrwerksgesteller waren alles Volksdeutsche. Kurz vor Warschau erschienen deutsche Flieger und bombardierten uns. Alles stürzte auseinander. Als wir uns wieder gesammelt hatten, fuhren wir weiter in Richtung Grochowo. Ich mußte neben dem Fuhrwerk zu Fuß gehen und Stanek saß auf dem Wagen. Da ich zusammenzubrechen drohte, hatte er mir einen Stoß versetzt. Später durfte ich mich auf den Wagen setzen und Stanek führte das Gefährt. Mir wurde eine Decke über den Kopf geworfen, so daß ich nichts sehen konnte. Nun klopfte mir Stanek auf die Schulter und sagte "Jetzt fahren wir zum Hitler".

Kurz hinter Grochow hob ich die Decke etwas an und sah ein scheußliches Bild. Auf einem freien Feld war die volksdeutsche Bevölkerung, etwa 200 Menschen, darunter Frauen, Kinder jeden Alters zusammengetrieben. In diese [123] Volksdeutschen sind polnische Kavalleriesoldaten einfach hineingeritten und trieben die Volksdeutschen weiter. Mit ihren Säbeln haben sie wahllos in die Menge hineingehauen. Wir kamen nun an eine Stelle, an dem ein Gestell, ich möchte es als Mordgestell bezeichnen, aufgestellt war. Es handelt sich um kastenförmige Unterbauten, in die die Menschen hineingelegt wurden. Darauf wurden lange Kanthölzer über den Hals und über die Füße gelegt. Dann fuhren schwere Lastfuhrwerke mit 3 Pferden über die Volksdeutschen herüber. Dadurch sind die Volksdeutschen wahrscheinlich alle erwürgt worden. Ich hörte entsetzliche Schreie von Männern, Frauen und Kindern. Dieser Vorgang hat sich mindestens eine Stunde lang wiederholt und ich kann es nicht abschätzen, wieviele Menschen durch dieses Mordgestell gequält und erwürgt worden sind. Ich habe auch

gesehen, daß verschiedene Brandstellen vorhanden waren und daß es fürchterlich nach verkohlten Leichen gerochen hat. Ich nehme an, daß die Polen die Leichen der Volksdeutschen verbrannt haben. Von den vielen volksdeutschen Männern, Frauen und Kindern ist, soweit ich dieses beurteilen kann, keiner entkommen. Während dieser ganzen Vorfälle habe ich, wie schon gesagt, auf dem Wagen gesessen und mußte mir die schrecklichen Folterqualen mit ansehen. Warum ich nicht auf diese Weise umgebracht worden bin, kann ich nur als eine Fügung Gottes ansehen. Ich hörte wie Stanek zu einem anderen sagte, daß man mich in die Stadt mitnehmen wird und ich solle dann totgeschlagen werden. Als ich dieses hörte, sprang ich vom Wagen und kroch auf Knie und Ellbogen in ein Kartoffelfeld. Ich habe gehört und bemerkt, wie man mich suchte, aber sie haben mich nicht gefunden.

[...]

V. g. u.
gez.: Georg Herold
geschlossen:
Ortsgruppenleiter u. Bürgermeister.



[124]

z. Zt. Mohrungen, den 26. 9. 1939

NSDAP.
Ortsgruppe Mohrungen

Ich heiße Albert Jeske, bin Bauer von Beruf, 53 Jahre alt und stamme aus Sladow, Post Brochow, Kreis Sochaszew, Woij Warschau.

[...]

Als wir über Warschau hinweg in der Nähe von Lublin waren, wurden deutsche Soldaten gesehen. Als es Nacht wurde, sind viele von unserem Transport geflohen. Ich wollte dieses auch tun, kam aber nicht weit, sondern blieb mit zwei anderen Volksdeutschen in einem Erdloch liegen. Am nächsten Tag früh kamen die Polen und fanden uns in diesem Erdloch. Diese Polen forderten uns auf herauszukommen. Der erste, der aus dem Erdloch herausstieg wurde gefragt, was er sei. Als er sagte, ich bin Evangelischer, wurde er sofort von den Polen erschossen. Darauf wurde ich herausgerufen. Auf die Frage, was ich sei, sagte ich, ich bin Polack. Ich durfte auf die andere Seite gehen. Der dritte, der aus dem Erdloch herauskam, wurde, als er auf die Frage, was er sei, antwortete, ich bin Evangelischer, ebenfalls sofort erschossen. Dann mußte ich dem Polen meine Papiere geben. Nachdem er die Papiere geprüft hatte, sagte er, ich bin auch ein Schwabe und wollte mich erschießen. Ein anderer hinderte ihn daran mit dem Bemerken, daß wohl noch ein Befehl kommen würde und daß ich doch ein alter Mann sei. Nun mußte ich zur Chaussee gehen, hier standen 30 Volksdeutsche. Mit erhobenen Händen mußten wir weitermarschieren. Nach kurzer Zeit blieben wir stehen und mußten uns in einer Linie aufstellen. Es kam ein Offizier, der den Befehl gab, uns alle totzuschießen. Darauf eröffneten die polnischen Soldaten das Feuer auf uns. Worauf in kurzen Augenblicken alles am Boden lag. Ich selbst erhielt einen Streifschuß an die rechte Wange und warf mich darauf zu Boden. Ich hörte noch, [125] wie die Soldaten dem polnischen Major über ihre Tat Meldung machten und der Major sie lobte. Er befahl weiter noch nachzusehen, ob jemand lebe. Die noch Lebenden sollten mit dem Bajonett erstochen werden. Dazu hatten die Polen aber keine Zeit mehr, sondern schossen noch einige Salven auf die liegenden Volksdeutschen und liefen dann fort. Einige Zeit später bin ich in das angrenzende

Kartoffelfeld gegangen und habe mich dort versteckt. Am nächsten Morgen hörte ich deutsch sprechen und erkannte deutsche Soldaten. Von diesen Soldaten bin ich dann mitgenommen worden und wurde zum erstenmal seit meiner Verhaftung verpflegt.

v. g. u.
gez.: Albert Jeske.

Die Verhandlung mußte mehrmals unterbrochen werden, weil Jeske beim Erzählen der Vorgänge tief erschüttert war und in Weinen ausbrach.

Geschlossen:
gez.: Gehrmann,
Ortsgruppenleiter
und Bürgermeister.

---

z. Zt. Mohrungen, den 27. 9. 1939

NSDAP.
Ortsgruppe Mohrungen

Freitag, den 1. 9. 1939, 14 Uhr nachmittags erschienen in meiner Wohnung 3 polnische Polizeibeamte, die äußerst genau sämtliche Räume nach Waffen untersuchten. Bei einem Gange durch das Dorf wurde ich von jungen Leuten nochmal nach Waffen untersucht. Gegen 19 Uhr erschienen Leute der Ortsfeuerwehr, die mich zur Polizeiwache nach Siweroszewieze brachten, wo ich mit Handfesseln versehen in eine Zelle gesperrt wurde. Gegen 22 Uhr wurde ich entfesselt, auf einen Bretterwagen geladen, wo auch [126] der Volksdeutsche Koschik gefesselt untergebracht wurde. Wir wurden nach Kalisz gebracht. Unterwegs stieß stark gefesselt Wiesner aus dem Nachbardorf zu uns, der unterwegs mindestens 50 Schläge mit dem Gummiknüppel erhielt. Auf ein polnisches Kommando mußten wir den Wagen verlassen, dessen Fuhrmann gezwungen wurde, scharfen Trab zu fahren. Ohne anhalten zu dürfen, mußten wir hinter dem Gefährt herlaufen, ich selbst in der Mitte, die beiden Gefesselten rechts und links von mir. Hierbei erhielt ich 10 Schläge zwischen die Schulterblätter und einen über den Kopf. Wiesner, der an einer langen Kette geführt wurde, wurde fürchterlich geschlagen. Sein fürchterliches, gräßliches Aufschreien werde ich nie vergessen. Vor Kalisz erschien ein polnischer Leutnant, der kurzerhand das Urteil fällt: "An die Wand!" In der Nacht von Sonnabend zu Sonntag kamen wir in Lodz an. Ein jeder wurde die Treppe hinaufgeprügelt. Da in meinem Personalausweis "Diakon" angegeben war, wurde ich in deutscher Sprache mit "Hl. Vater" betituliert und wurden mir 5 Schläge versprochen. Da in meinem Brillenfutteral eine deutsche Firma ihren Firmenstempel hatte, in meinem Notizbuch Worte des Führers gefunden wurden, bekam ich 15 Schläge angedroht, die ich außer 2 Kolbenschlägen über den Kopf auch erhielt. Da ich der drittletzte war, der die Treppe passieren mußte und auch in der Nähe der Eingangstür stand, habe ich gesehen, wie viele meiner Leidensgefährten auch von weiblicher Polizei geschlagen wurden. Die Schreie der vor mir Geschlagenen bis fast zu Ende mitanzuhören war gräßlich. Durch die Nierenschläge konnte ich 3 Tage nicht Wasser lassen, am 4. Tage nur dickes Blut.

gez.: Rogner.

Schlußwort

Angesichts dieser Berichte fragen wir uns alle: Wie war so etwas in Europa nur möglich? Wo blieb hier menschliche Vernunft und Menschenwürde? Wo blieb das von England gepachtete Weltgewissen, als man Tausende zu Tode quälte? Wir Deutschen haben nach Versailles lernen müssen, was es bedeutet, auf Gnade und Barmherzigkeit ausgeliefert zu sein. Wir haben am Rhein und Ruhr erfahren, was es heißt, wehrlos geschlagen und gemartert zu werden. Wir wissen, daß ein ganzes Volk den Marsch auf den Straßen des Todes antreten sollte.

Ehe nun das wiedererstarkte Reich seine schützende Hand über die Volksdeutschen in Polen ausbreiten und die siegreiche Wehrmacht rettend eingreifen konnte, mußten diese Vorposten des Deutschtums noch einmal die satanische Wut des verhetzten polnischen Mördervolkes über sich ergehen lassen. Wir kennen die geistigen Urheber dieser ewigen Deutschen-Verfolgungen. Wir wissen, daß hinter dieser Kette von Nachstellungen, Haß, Verleumdung und Krieg der alte Widersacher des Deutschtums und des Reiches steht. Es ist derselbe, der uns auch heute den Vernichtungskampf angesagt hat. Das Schicksal der Volksdeutschen in Polen, von dem unser Buch berichtet, war letzte Mahnung: Wehe den Wehrlosen! Diesmal aber ist der Sieg unser, und unser ist die Vergeltung.